

air

2/88

ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN
1,- MARK

RENN-
RODLER
VOM ASK





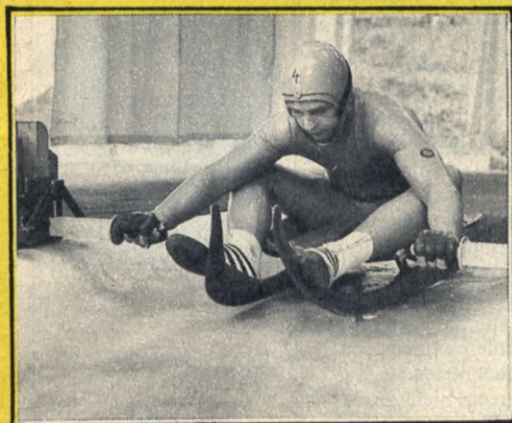
Schloßplatz in Leningrad

Bild: Manfred Uhlenhut

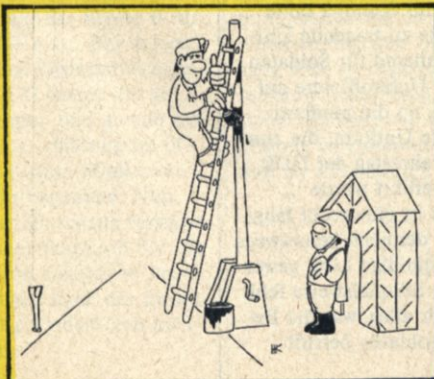
INHALT



88 ▼ 6 ▲



30 ▲
99 ►



- 4 Was ist Sache?
- 6 Abgucken erlaubt
- 12 Postsack
- 16 Das Unvergeßliche
- 22 ... und ein bißchen wie Ballett
- 26 Bildkunst
- 28 AR International
- 30 Liegend zum Sieg
- 36 Schulterklappen und Schulterstücke
- 38 Summa summa-rum: „Die Summe“
- 40 Mini-Magazin
- 42 Mit Edelweiß in Dietl's Geist
- 46 Der Weg nach oben
- 52 Eis vor Rügen
- 58 Militaria/Feuertaufe bei Pskow und Narwa
- 64 Ein rühriger Stabsfeld
- 70 AR-Preisausschreiben
- 72 Der Treptower Russe
- 76 Typenblätter
- 78 Wer fürchtet sich vorm Schwarzen Mann?
- 84 Hurra, wir feiern Fasching
- 88 Siebenmal Nudeln?
- 92 Rätsel
- 94 AR-Ratgeber/Musterung



◀ 58
▼ 52



◀ 84



Gab und gibt es auch sozialpolitische Maßnahmen für unsere Soldaten?

Simone Schlicht

Die Frage liegt Ihnen am Herzen, weil Ihr Sohn „langsam ins wehrpflichtige Alter kommt und man sich auch als Mutter so seine Gedanken macht“. Überdies ist sie gewiß von allgemeinem Interesse, tragen doch unsere Soldaten hier an der Trennlinie von Warschauer Vertrag und NATO eine ganz besondere friedenspolitische Verantwortung. Und gerade weil der Soldatenalltag hart und anstrengend und kräftezehrend ist, stehen die Dienst-, Arbeits- und Lebensbedingungen seit eh und je im Zentrum der Aufmerksamkeit von Partei, Regierung und militärischer Führung.

Ich will dies belegen.

Vielerorts in den Kasernen sind in den vergangenen Jahren neue Unterkünfte hinzugekommen, entstanden moderne Ausbildungsbauden, Wirtschaftsgebäude und Speisesäle, Klubhäuser und Sportanlagen – bis hin zu Schwimmhallen wie

etwa im Anton-Saefkow-Regiment. So mancher Truppenteil konnte gar ein völlig neues Objekt beziehen. Kaum ein Kompanieklub, der heute nicht mit Farbfernseher, Radio, Plattenspieler und Mobiliar im Wert von mehreren tausend Mark ausgestattet ist. In den Regimentsklubs gibt es wöchentlich zwei, drei kostenlose Filmvorführungen; Millionen Bücher stehen in den Truppenbibliotheken zur Verfügung. Oft sind Schriftsteller und Künstler, Orchester und natürlich auch beliebte Rockgruppen bei den Soldaten zu Gast, jüngst erst in großer Anzahl zu Weihnachten und zum Jahreswechsel. Wer ihre Bücher, Platten und Kassetten kaufen will, kann dies in den Militärbuchhandlungen.

Aber nicht nur das.

Da Ihr Sohn „langsam ins wehrpflichtige Alter kommt“, wird er Anfang der 70er Jahre geboren sein. In diese Zeit fiel der VIII. Parteitag der SED, der ja die Hauptaufgabe in ihrer Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik beschloss. Mithin lohnt ein Rückblick und Vergleich.

Damals machte der monatliche Wehrsold gerade 80 Mark für Soldaten und 90 Mark für Gefreite aus, heute immerhin 150 bzw.

180 Mark. Es gab damals weder finanzielle Zuwendungen für den Erwerb des Bestenstitels (heute ab 100 Mark aufwärts) noch Zuschläge für die im Diensthabenden System stehenden oder besonderen Anforderungen unterworfenen Genossen; Klassifizierungen sind heutzutage mit 200, 300 oder 400 Mark (einmalig) bzw. mit monatlichen Zulagen verbunden. Der Verdienst von Unteroffizieren auf Zeit stieg gegenüber 1971 um fast 50 Prozent. Die Militärhandelsorganisation, die derzeit in den Kasernen ein weitverzweigtes Netz von Verkaufsstellen und Gaststätten unterhält, entstand im Ergebnis des VIII. Parteitags. Der tägliche Verpflegungssatz war 1971 noch wesentlich geringer als heute. In kaum einem Soldatenspeisesaal kannte man Selbstbedienungsbüfets zum Frühstück und Abendbrot; an Wahlessen zu Mittag, das aufgrund jüngster Befehle nunmehr überall anzubieten ist, war erst recht nicht zu denken. Ebenso wenig an das im Sommer ohne Jacke zu tragende Uniformhemd für Soldaten und Unteroffiziere auf Zeit, an die modernisierte Uniform, die zum 30. Jahrestag der DDR eingeführt wurde ...

Es ist eine recht lange und dennoch keineswegs vollständige Liste geworden; beispielsweise fehlt in ihr alles, was die Berufssoldaten betrifft.

WAS IST SACHE



Aber ist nicht allein schon das Genannte deutlicher Beleg dafür, daß das sozialpolitische Programm eben keinen Bogen um die Kasernen macht?

Dabei soll und wird es bleiben. Das aber heißt, es nicht auf dem erreichten Stand zu belassen. Und in genau diese Richtung zielt auch jener Beschluß des Politbüros des Zentralkomitees der SED vom 11. Juni 1985, der fordert, die Dienst-, Arbeits- und Lebensbedingungen in den Streitkräften unablässig zu verbessern.

Muß ich die schon abgelegten Fahrschulprüfungen nach meinem Grundwehrdienst wiederholen?

Soldat Th. Aurich

Die Einberufung unterbrach Ihre Fahrschul Ausbildung, in der es Ihnen um den Führerschein der Klasse B für PKW ging. Die theoretischen Grundprüfungen I und II hatten Sie bestanden und gerade mit der Ausbildung im öffentlichen Straßenverkehr begonnen. Nun Ihre (durchaus verständliche) Frage, ob Sie die schon abgelegten Prüfungen nach der Entlassung wiederholen müssen.

Als Fußgänger und Benutzer öffentlicher Verkehrsmittel kenne ich mich da nicht so aus. Deshalb habe ich Generalmajor Mally, Leiter der Hauptabteilung Verkehrspolizei im Ministerium des Innern, um Auskunft gebeten.

Von ihm erfuhr ich, daß gemäß der „Prüfungsrichtlinie für die Abnahme von Führerscheineprüfungen“ der Zeitraum zwischen der letzten Grund- und der Abschlußprüfung nicht mehr als drei Monate betragen darf. Jedoch: „In begründeten Ausnahmefällen wie z.B. Wehrdienst, Krankheit, Dienstreisen, Delegationen und dergleichen kann auch ein größerer Zeitraum eingeräumt werden. Eine Wiederholung mit Erfolg abgelegter Prüfungen bei begründeten und notwendigen Unterbrechungen der Ausbildung wird in der Prüfungsrichtlinie nicht gefordert.“ Und abschließend empfiehlt der General in solchen Fällen wie dem Ihren, „mit der Fahrschule die Teilnahme an Wiederholungen ausgewählter Ausbildungsstunden zu vereinbaren, um den Übergang vom vormaligen erreichten Ausbildungsstand zur weiteren Ausbildung vorzubereiten und zu erleichtern“.

Ich möchte Berufsoffizier werden, möglichst bei den Panzertrouppen.

Geht das mit meinen 1,84 m?

Michael Stock

Prima, daß Sie sich für den Offiziersberuf entschieden haben. Er wird Ihnen vieles geben. Eine anspruchsvolle, interessante Lebensaufgabe. Verantwortung für Menschen und Militärtechnik. Eine weitreichende Perspektive. Das Gefühl, gebraucht zu werden und Brauchbares zu leisten. Das Glück des Erfolgs in Sachen Landesverteidigung. Schließlich hat Erich Honecker vor kurzem noch einmal unterstrichen, wie „lebenswichtig“ er auch künftig für „die Sicherung des Friedens und die Lebensfähigkeit unserer Gesellschaft“ ist.

Derzeit sind Sie 15 und schon 1,84 m groß. Sicher werden da noch ein paar Zentimeter hinzukommen. Für Panzerbesatzungen sind 1,80 m die Obergrenze. Aber keine Bange: Wenn nicht im, dann am Panzer! Gemeint ist die Laufbahn eines Offiziers des Panzerdienstes.

Dem Panzerdienst obliegen: Organisation und Durchführung der panzertechnischen und Pan-

zerfahrausbildung. Einsatz, technische Überprüfung und Wartung, Transport, Abstellen, Konservierung, Instandsetzung und Bergung der Panzertechnik. Versorgung der Truppen mit Panzertechnik sowie mit den notwendigen Ausrüstungen, Ersatzteilen, Werkstoffen, Verbrauchsmitteln und Ausbildungsgeräten. Offiziere des Panzerdienstes sind heute Diplomingenieure und unmittelbar nach ihrem Studium als Instandsetzungszugführer oder als stellvertretender Kompaniechef für Technik und Bewaffnung tätig.

Also, Michael, wie wär's damit?

Ran an den Panzer heißt aber zuerst mal: Hin zum Wehrkreiskommando! Dort kann man Ihnen alles noch viel ausführlicher erklären. Viel Erfolg wünscht

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag
Chefredakteur

Wie führt man einen
Schützenpanzerfahrer?
Warum faßt man den Schalthebel
besser von oben an?
Wie schafft man es, mit fast jedem Schuß
aus der MPI zu treffen?

Dies und anderes erfahren sowjetische und Soldaten der
NVA bei einer gemeinsamen Ausbildung mit dem Motto:

Abgucken erlaubt





Große Freude bei Soldat Sergei Stepanenko, dem Traktoristen aus Saporoshe, als ihm der Kommandeur des NVA-Truppenteils urkundlich bestätigt, in guter Zeit und fehlerfrei die Fahrschulstrecke bewältigt zu haben.

Verharscht ist der Schnee, trüb der Morgen. Wo er rankann, zwickt der Frost. Undeutlich sind alle Konturen, unbestimmt die Wege der Fahrschulstrecke. Hang und Gegenhang, Kurven und Geraden, Gräben und Gassen; das Auge hat Mühe, ein System zu erkennen. Schneewehe und Panzergraben, wie ähnlich sie doch sind.

Um das Wärmefeu drängen sich Unteroffiziere des Aufklärungstruppenteils Kraft, die Fahrer der Schützenpanzer (SPz). Sie müßten schon auf ihren Maschinen sein, doch sie warten noch. Nach einigen Zigarettenlängen sehen sie ihn dann auch über den Kolonnenweg heranschaulkeln: den URAL, der die Freunde bringt. Wären diese nicht gekommen, keiner würde es ihnen heute übelnehmen. Schon die Fahrt auf dem offenen LKW ist eine Strapaze bei diesen Temperaturen. Ganz zu schweigen vom Zustand der Fahrschulstrecke, auf welcher der Leistungsvergleich starten soll, und der die alten Hasen unter den Fahrern hier am Feuer erschauern läßt; wird doch der SPz beim geringsten Fahrfehler auf dem verharschten Schnee zum Rennschlitten, der nicht



mehr zu bremsen ist. Mit den eigenen Fahrzeugen, die man kennt, schon ein Risiko. Wer aber dann noch auf ein fremdes geht, und das werden die Freunde, muß allerhand wagen.

„Sollten wir Euch etwa im Stich lassen?“ begrüßt Oberleutnant Wjasikow seine Partner, als er endlich vom URAL absitzt, und die Bemerkungen über das Wetter hört. Zum Reporter sagt er etwas später: „Die Partnerschaft unserer Truppenteile dauert schon über Jahrzehnte. Sie wird sozusagen von Soldatengeneration zu Soldatengeneration, von Kommandeur zu Kommandeur weitervererbt. Da wird Wort gehalten!“

Man will keine Zeit mehr verlieren und besetzt sofort die Maschinen doppelt. Aus beiden Einheiten wird je ein Fahrer als zeitweiliger Kommandant und

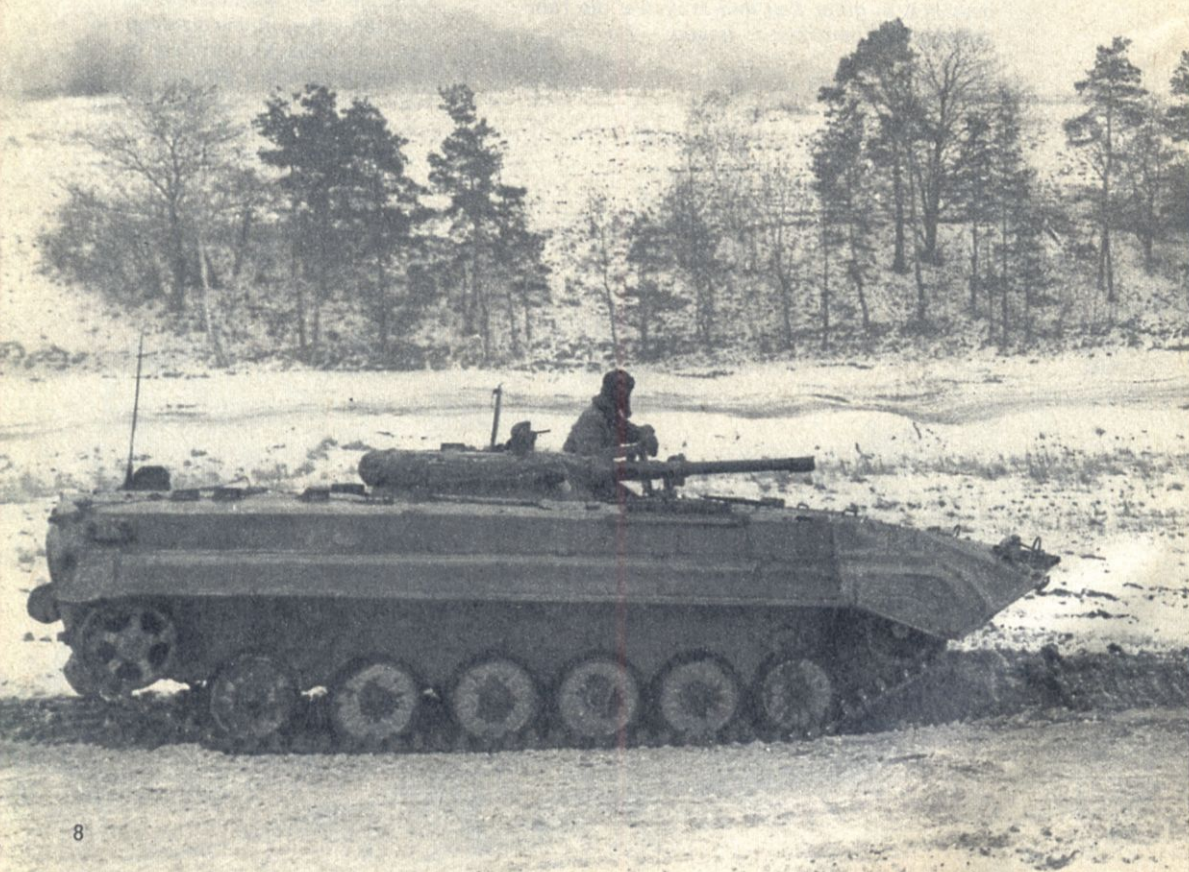
einer als Fahrer eingeteilt. Hintereinander gehen die SPz auf die Einweisungsrunde.

Schon auf dieser ersten Tour passiert es: Eines der Fahrzeuge rutscht weg und bleibt stecken. Der folgende SPz muß stoppen. Für Momente entsteht Ratlosigkeit, denn einem SPz fehlt es an der nötigen Kraft, einen anderen aus solcher Lage zu bergen. Soll man einen Bergepanzer holen? „Erst mal probieren!“ sagt einer. Ohne langes Zögern greifen sich die Genossen die Abschleppseile beider Maschinen und legen sie aus. Das hintere Fahrzeug zieht vor. Die Seile werden eingehakt. Gleichzeitig kuppeln die Fahrer der beiden SPz vorsichtig ein und geben sachte Gas. Zentimeter um Zentimeter kommen sie gemeinsam voran und der steckengebliebene wieder frei. Die Soldaten schlagen sich gegenseitig auf die Schultern. Daß sie es gleich so

packten, ohne den Bergepanzer anfordern zu müssen, darüber freuen sie sich. Zu Recht.

An der Ablaufflinie der Fahrerschulstrecke wechseln ohne große Umstände die eingeteilten Besatzungen. Zum „Fahrerlager“ wird der Platz am Wärmefeuher. Die Genossen, die Pause haben, fassen hier einen Schlag warmes Essen. Sie kauen und rauchen und reden zwischen zwei Löffeln Suppe miteinander. Meist über das „Handwerkliche“. So begeistert die offensichtliche Teamarbeit der Freunde während der Fahrt die Genossen vom Truppenteil Kraft.

„Die im Turm sitzen, arbeiten wie Co-Piloten auf einem Rallyefahrzeug mit dem Fahrer zusammen“, staunt Unteroffizier Wun-



der. „Alles, was sie sehen, sagen sie an. Da kann man schon zügiger fahren, schneller und sicherer Hindernisse nehmen.“

Nicht so kompliziert wie die eigene empfinden die sowjetischen Fahrer die Trasse auf dem NVA-Übungsgelände. Der „Halt am Steilhang“ hingegen ist ihnen als Übungselement neu. Oberleutnant Wjasikow wird ihn auch auf der eigenen Strecke einbauen, weil er ein wichtiges Training für den Fahrer sei.

Viel Lob ernten die Genossen für den technischen Wartungszustand ihrer Maschinen. Gut reguliert seien Kupplungsspiel, Schaltung und Kettenspannung. Für den Gefreiten Schewirgiew Anregung, auf der nächsten Komso-molversammlung die eigenen Mechaniker aufzufordern, sich um die Erfahrungen der Instand-setzungsgruppen im Truppenteil Kraft zu bemühen. „Mit gleicher Technik lassen sich doch auch

gleiche Ergebnisse erreichen“, ist sein Kommentar dazu.

Warum die deutschen Genossen alle auf gleiche Weise den Schalthebel von oben her anfassen, will Soldat Stepanenko wissen. Als ihm erklärt wird, daß man so beim Fahren über Bodenwellen und andere Hindernisse, wenn der SPz stark ins Wippen kommt, nicht abrutsche und sich anderswo die Hand aufschlage, versteht er sofort.

Aber auch Kritik gibt es von den Freunden. Eindringlich waren sie ihre Waffenbrüder davor, im Winter ständig „Spur zu fahren“. Es gebe hier auf der Trasse

schon beängstigend viele Stellen, wo man bald mit der Wanne des SPz auf dem Schnee aufsitzen werde.

Dann wechselt das Thema. Die sowjetischen Genossen erzählen von ihren Heimatorten im Ural, der Ukraine und von Wolgograd. So kommt man auch auf die Urlaubsaussichten zu sprechen. „Wer verlangt das schon von uns für einen Urlaubsschein“, sagt Unteroffizier Gründer, als er hört: Nur diejenigen sowjetischen Soldaten, die zuvor alle Prüfungen im Ausbildungsjahr mit „Ausgezeichnet“ bestehen, die über das Jahr hinweg keinen Disziplinver-



Wird ein SPz den anderen herausziehen, oder muß ein Bergepanzer gerufen werden? Richtig angekoppelte Abschleppselle und die aufeinander abgestimmten Handlungen der Fahrer ersparen seinen Einsatz.

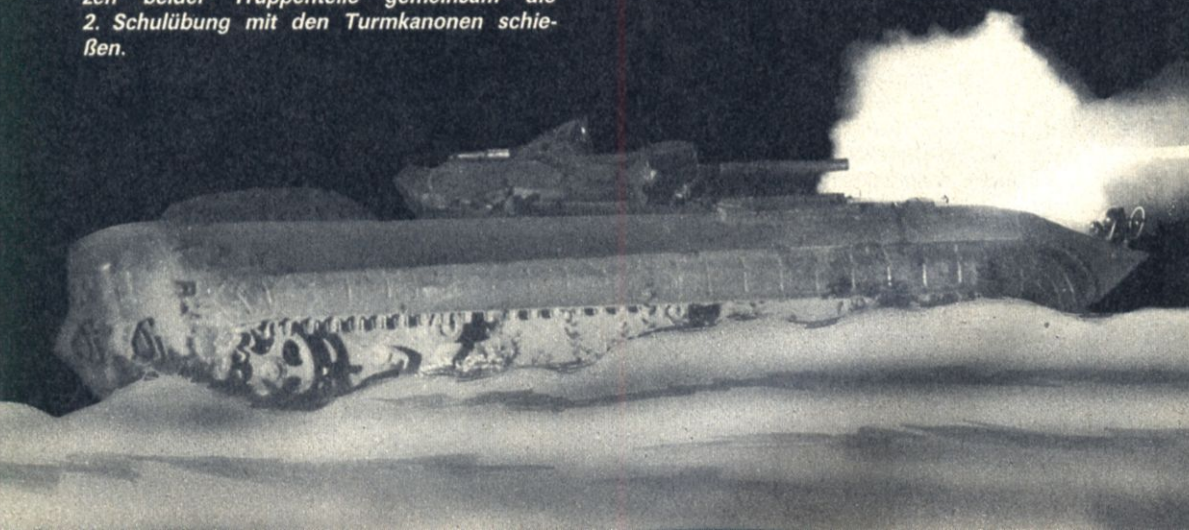


stoß begehen und sich aktiv am gesellschaftlichen Leben und am Sport beteiligen, bekommen Urlaub. Wie hoch dabei die Trauben hängen, wird an der Schießausbildung deutlich: Wer mit 15 Schuß Munition im ersten Ausbildungshalbjahr alle Ziele getroffen hat, bekommt seine Fünf. Im zweiten Halbjahr braucht er, um weiter zu den Urlaubsanwärtern zu zählen, auch wieder das „Ausgezeichnet“. Doch er bekommt die Fünf nur, wenn er seine Leistung vom ersten Halbjahr – alle Ziele bekämpft – jetzt mit nur 12 Schuß Munition wiederholt.

Zu einem anderen Problem fragt Gefreiter Loginow: „Unter den Kommunisten in der NVA sind auch Soldaten. In unserer Armee sind meist nur die älteren Unteroffiziere, die Fähnriche und die Offiziere Mitglieder der KPdSU. Für einen Kommunisten verdoppeln sich aber die Pflichten in der Armee. Das bewältigt wohl kaum ein einfacher Soldat?“ „Natürlich“, gibt Oberstleutnant Kraft, der sich zu der Runde am Feuer gesetzt hat, dem Gefreiten recht. „Kein Soldat schafft alles auf Anhieb. Egal, ob er Kommunist ist oder nicht. Deshalb fördern wir bei uns diese Parteimit-



Das „Fahrerlager“ am Wärmefeu. Es brennt bis in die Nacht hinein, als die Richtlenkschützen beider Truppenteile gemeinsam die 2. Schulübung mit den Turmkanonen schießen.



glieder dort, wo sie ihre Potenzen haben und herausragende Leistungen bringen können, ohne ihnen das andere zu schenken. Dort müssen sie die Besten sein. So gewinnen sie auch die nötige Autorität bei den anderen Soldaten, können auf diese ausstrahlen und die Ideen und Ziele der Partei in den Kampfkollektiven verbreiten und durchsetzen. Darum geht es!"

Auch herzlich gelacht wird am Feuer. Und wenn ein Witz, ins Russische oder Deutsche übersetzt, die Pointe verliert, sieht man ja immerhin, wenn der andere lacht.

Schließlich sind am späten Nachmittag wieder alle Maschinen auf dem Abstellplatz eingefahren. Die Ausbilder errechnen die Ergebnisse, die Fahrzeiten und die eventuellen Fehler für die einzelnen Fahrer. Die besten von ihnen erhalten bei einem kurzen Appell vom gastgebenden Kommandeur, Oberstleutnant Kraft, eine Urkunde.

Derweil wird am Wärmefeuher wieder nachgelegt. Die Fahrer, werden nun auf dem Übungsplatz von den Aufklärern abgelöst, die zum Nachtschießen herausgekommen sind. Die MPI-Schützen werden sich der 3. Schulübung – Schießen vom SPz, der auf Wippe steht –, die Richtlenkschützen mit der Turmkanone der 2. Schulübung stellen.

Gerade als Oberstleutnant Kraft die Meldung des dafür verant-

wortlichen Ausbilders entgegennimmt, bringt ein URAL wieder neue Gäste. Auch am Nachtschießen werden sich Genossen vom sowjetischen Partnertruppenteil beteiligen. „Die einen gehen, da kommen schon die anderen“, erklärt Oberstleutnant Kraft dazu.

„Weil wir uns dort, wo es möglich und nötig ist, gegenseitig helfen. So war es auch vor Monaten, als wir die MPI 74 bekamen. Sofort haben uns unsere Freunde beim Schießtraining geholfen, denn sie haben die Waffe schon längere Zeit. Diese MPI ist äußerst treffsicher. Das liegt an der hohen Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses und der so für eine Maschinenwaffe äußerst geringen Streuung. Aber das verlangt, genauer zu zielen. Bei der alten MPI K hat im Feuerstoß oft noch der Zufall für den Treffer gesorgt, denn sie streute eben. Lange Feuerstöße sind mit der AK 74 eigentlich nicht mehr nötig. Unsere Freunde teilen schon die 35 Patronen eines Magazins auf 15 Feuerstöße auf und treffen jedesmal. Es gibt unter ihnen sogar welche, die schaffen 20 Feuerstöße mit den 35 Patronen! Sie treffen also mit dieser Maschinenwaffe so sicher, wie einer mit dem Scharfschützengewehr. Welch ein Gefühl haben sie für ihre Waffe entwickelt! Das ist sehr rationell im Gefecht. Beson-

ders für den Aufklärer, der oft allein, weitab von der Basis seiner Einheit, handelt. Da bin ich froh, wenn sich die besten Schützen unseres sowjetischen Partnertruppenteils auf dem Schießplatz neben meine Aufklärer legen und sich etwas abgucken lassen.“ Als die Nacht hereinbricht, erhellen Leuchtzeichen das Schießgelände. Abwechselnd belfern die MPI und dumpf plautzen die Turmkanonen der Schützenpanzer. Wieder sind die Gruppen und die Besatzungen gemischt.

Am nächsten Tag ist zu erfahren: auch die Schießergebnisse der NVA-Soldaten konnten sich sehen lassen. Am Feuer habe man unter anderem über Oberleutnant Litwinkows Methode diskutiert, der die auszubildenden Soldaten entsprechend ihrem Können in verschiedene Leistungsgruppen einteilt, so ein individuelles Training fördert. Sie wollen es durchdenken, sagen die Genossen vom Truppenteil Kraft. Wenn Abgucken erlaubt ist, soll auch jeder seinen Vorteil daraus ziehen ...

*Bild und Text:
Oberstleutnant Ernst Gebauer*

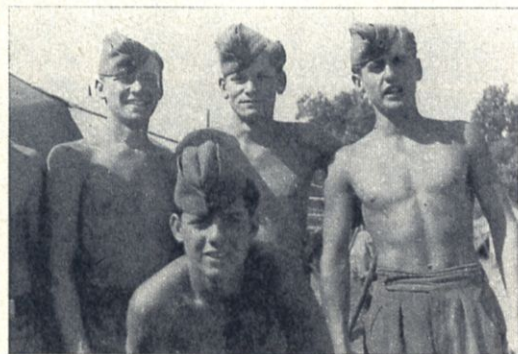
postsack

Standhaft

Ich freue mich, daß es Menschen gibt, denen Ehrlichkeit und Treue etwas bedeuten. Ich meine, daß Jungen, die länger dienen wollen, gelobt werden müssen. Mädchen, die ihren Freund wirklich lieben, muß es doch egal sein, wie lange er zur NVA geht. Hauptsache, man vertraut einander, unterstützt sich gegenseitig. Ein paar liebe Worte zum Abschied können da ganz schön helfen. Ich stehe fest auf der Seite derjenigen, die ihren Ehrendienst versehen, ob 1 1/2 Jahre oder mehr. Und wenn ein Soldat Lust hat, sich mit mir zu schreiben, kann er es tun.
Peggy Schröfel, Martin-Andersen-Nexö-Str. 31, Lauchhammer-Mitte, 7812

... und heute General

Dieses Foto wurde 1958 zur 1. Sommerspartakiade der befreundeten Armeen in Leipzig aufgenommen. Im Bild vorn Klaus Listemann. Gemeinsam hatten wir bis 1964 in einem mot. Schützenregiment unseren Dienst versehen, harte, aber auch schöne Stunden erlebt. Nun sah ich ihn wieder: Auf den Fotos von der Ernennung von Generalen anlässlich des Nationalfeiertages unserer Republik 1987. Mich freut es



ganz besonders, daß Genosse Listemann als Kommandeur eines Verbandes solch eine Ehrung erfuhr. Dazu meinen herzlichen Gruß und Glückwunsch. Oberfeldwebel d. R. Manfred Remus, Sömmerda

Abzeichnen von und für Juri

Ich interessiere mich sehr für moderne Uniformen (etwa die letzten 25 Jahre), für Dienstgrad-, Waffengattungs-, Ärmelabzeichen usw. aus aller Welt. Zur Zeit besitze ich so etwas (manchmal auch nur die Abbildung davon) aus 57 Ländern. Wenn sich ein Briefwechelpartner mit gleichem Hobby fände – ich kann russisch oder deutsch schreiben. Juri Sutschkow, UdSSR, Dowostreb, Leningrad, 193 168

Noch ein Vater-Sohn-Regiment

Zu diesem Beitrag im Septemberheft eine Ergänzung: Mein Sohn Burkhardt wurde 1975 entsprechend dem Vaternachbild Grenzer und kam, wie ich, zur Unteroffiziersschule. Im Traditionskabinett stellte man den Neueinberufenen die früheren vorbildlichen Unteroffizierschüler in Wort und Bild vor. Burkhardt entdeckte unter ihnen seinen Vater. Er eiferte mir nach, erreichte gute Ergebnisse.

Heute dient er als Fähnrich im gleichen Regiment, aus dem ich 1969 ausgeschieden bin. Sein Kollektiv wurde inzwischen mit dem Orden „Banner der Arbeit“ ausgezeichnet.
Erich Berndt, Eisenhüttenstadt

Zufassen!

16 Jahre alt bin ich und beschäftige mich in meiner Freizeit mit dem Nach- und Eigenbau von Flugzeugen und Hubschraubern. Ich möchte sie einem Flieger oder einer Einheit der Luftstreitkräfte zukommen lassen.

Michael Lindner, Höhenstr. 49, Neustrelitz, 2080



Wo bist Du, Jan Roggow?

Bitte melde Dich bei mir! Ich liebe Dich und brauche Dich. Keiner kann Dich ersetzen, Du bist der einzige, der mich Raben-aas ändern kann. Ich weiß, Du dienst 15 Jahre, und ich will Dir treu zur Seite stehen!

Ines Gollmann, Straße der Befreiung 99, Wittenberg, 4600

Den richtigen Weg gefunden

Die AR, deren begeisterter Fan ich seit Jahren bin, hat mir sehr geholfen, den richtigen Berufswunsch verwirklichen zu können. Prima finde ich es, daß es auch Mädchen gibt, die die NVA verstärken. Offizierschüler
Dietmar Reichert

Erste Kontakte sind geknüpft

Auf meine Bitte im Postsack, Soldaten-Kontakte für meine Piopierfreundschaft zu finden, ist viel Post gekommen. Es gibt zwar eine Menge Arbeit, aber es hat mir wahnsinnig viel Freude bereitet, welchen Zuspruch mein Gedanke fand. Sicher wird da einiges zustandekommen.
Bärbel Weser, Meißen

Lutz Meier zu Ehren

150 Aktive waren dabei, als am 17. Oktober 1987 die ASG Halberstadt II den Lutz-Meier-Gedenklauf in Tanne durchführte. Den Wanderpokal erhielt die 1. Mannschaft dieser ASG (Foto). Leutnant Lutz Meier, der aus Ahlsdorf bei Eisleben stammte, wurde am 18. 1. 1972 bei seinem Grenzdienst feige durch einen Banditen ermordet. Lutz zu Ehren organisieren die Halberstädter Genossen seit 15 Jahren diesen Sportwettkampf.

Gefreiter d. R. Helmuth Stephan, Wernigerode



Zufällig hatte ich meine Kamera dabei

Beim Besuch der Eisbar neben dem Kino Capitol in Leipzig gefielen mir die in der Wand eingefügten plastischen Figurengruppen aus gebranntem Ton. Zu-



fällig hatte ich meine Kamera bei mir und kann Euch also ein Detail zusehen. Gewiß druckt Ihr das Bild mutig ab ...
Unterfeldwebel d.R.
Jürgen Fuchs, Karl-Marx-Stadt

Künftige Berufssoldaten

... möchten sich informieren und wünschen sich deshalb Briefpartner aus bestimmten Dienstlaufbahnen: Annett Liebherr, Willi-Bredel-Str. 15, Rostock 21, 2520, (Fähnrich-, schüler, Luftstreitkräfte/Luftverteidigung). Michael Tilgner, Heinrich-Rau-Str. 13, Neuruppin, 1950, (Offizier-, schüler, Fla-Raketentechnik). Peggy Lehmann, R.-Reinhardt-Str. 44, Coswig, 4522, (Offizier, Meteorologie).

Am Nachbartisch ein Stabsfeld ...

Kürzlich hatte unser Direktor seine Truppe – Brigade, Kollektiv wie auch immer – in den Ratskeller von Dessau eingeladen. Keine große Sache, kein besonderer Anlaß, nur so ... Am Nebentisch ein Stabsfeldwebel mit acht Genossen. Bunte Palette, vom Soldaten bis zum Feldwebel. An unserem Tisch einige hübsche, nein: schöne Kolleginnen.

Der Stabsfeld hatte offenbar die gleiche Idee wie unser Chef. Und da kam mir die Erinnerung: Vor fast 30 Jahren hatten die Mädchen, aus welchen Gründen auch immer, etwas gegen Uniformträger. Jetzt aber sind sie furchterlich stolz darauf, von einem solchen zum Tanz geholt zu werden.
Erich Fritzsche, Dessau

Toller Jubel

Wahnsinnig gefreut habe ich mich über die zugesandte Bildkunst-Grafik von Wolfgang Würfel, die ich als Geschenk für meine Beteiligung an einer AR-Leserdiskussion erhielt. Natürlich habe ich sie sofort an die Wand gepinnt. Grafik und die darunterstehenden Verse von Walter Flegel haben mich sehr zum Nachdenken über mein Leben angeregt.
Carola Kellner, Guben



Aphorismen unseres Lesers Stefan Tschöck

Um pünktlich zu sein, genügt es manchmal, gar nicht zu erscheinen.

* * *

Durch die Mühle gedreht, ist das Körnchen Wahrheit schwer zu finden.

* * *

Es gibt Menschen, die werden abends so aktiv, daß man ihnen ihre Müdigkeit tagsüber fast nachsehen möchte.

* * *



Die Schule des Lebens vergibt die Zeugnisse erst, wenn es schon zu spät ist.

* * *

Wer Wind sät, muß auch bei Sturm ernten können.

Den Jungen ebenbürtig

In meinem Zug sind wir 12 Mädchen und 6 Jungen. Hier herrscht natürlich ein anderes „Klima“ als in einer Einheit, die ausschließlich mit Mädels besetzt ist. Sicher, wir sind nicht so physisch belastbar wie die Jungs. Mit unseren Studienergebnissen jedoch brauchen auch wir uns nicht zu verstecken.
Fähnrichschüler
Andrea Hennig

109 Zuschriften

... erhielt ich auf meinen Briefwechselwunsch im Februarheft 1987. Ich habe einen Berufssoldaten ganz nach meinem Wunsch kennengelernt, und wir sind glücklich, uns gefunden zu haben.
Corina Schiebel, Berlin

Anmerkungen zu unserem Beitrag Schulterklappen und Schulterstücke (Seiten 36/37)

Die Abbildungen zeigen eine Auswahl. Nicht abgebildet sind in den entsprechenden Dienstgradgruppen: Generalleutnant, Vizeadmiral (2 Sterne); Generalmajor, Konteradmiral; Oberfähnrich (3 Sterne) sowie Dienstgrade der Seekriegsflotte. Die abgebildeten Schulterstücke bis Dienstgrad Fähnrich sind die der Parade- bzw. Paradeausgangsuniformen. Bei den Schulterstücken zur Dienstuniform der Offiziere ist die Grundfarbe khaki (Sowjetarmee), anthrazit bzw. weiß (Seekriegsflotte). Bei der Felddienstuniform für Offiziere und Fähnriche der Sowjetarmee sind die Sterne ebenfalls khakifarben.

- 1) Längerdienende
Sie tragen zur Parade-Ausgangsuniform und zum Mantel Schulterstücken mit gelben Streifen. Zur Dienst- und Felddienstuniform gehören khakifarbene Schulterstücke mit roten Streifen.
- 2) Wehrdienstpflichtige
Sie tragen zur Parade-Ausgangsuniform, Dienst- und Felddienstuniform Schulterstücke mit den Buchstaben CA. Auf der Arbeitsuniform und der Wattejacke werden khakifarbene Schulterstücke getragen.

Teilt uns doch mal mit, wer bei Euch den Bogen 'raus hat.
Redaktion „Armeerundschau“, PFN 46 130, Berlin, 1055.

Er rührte an den Schlaf der Welt ...

Dem 70. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution war unser Preisausschreiben im Heft 10/87 gewidmet. Die meisten unserer Leser zeigten sich mit der Geschichte der UdSSR sehr vertraut und schrieben folgende richtige Antworten auf ihre Postkarte: 1. b – J. R. Becher, 2. c – Finnland, 3. c – Winterpalais, 4. b – 15, 5. a – N. Ostrowski: „Wie der Stahl gehärtet wurde“, 6. c – G. K. Shukow, 7. b – Warschau, 8. c – 12. 4. 1961, 9. a – Hammer, 10. b – 2000. Dank allen Mitratern und Glückwunsch den Gewinnern: 150,- Mark: Brigitte Hartmann, Meerane; 120,- Mark: Soldat Frank König, Oranienburg; 80,- Mark: Sylvia Müller, Stendal; 50,- Mark: Marek Hartung, Perleberg; Offiziersschüler André Nebel, Stralsund; Sabine Beyer, Röcknitz; 20,- Mark: Jessica Pantschev, Brandenburg; Bärbel Schönbeck, Strasburg; Soldat Mario Riedel, Tautenhain; Andreas Scheeren, Tiefensee; Andreas Peter, Wredenhagen; Iris Plehn, Demmin; Ralf Donat, Bad Liebenwerda; Axel Meyer, Eggesin; Heike Haase, Deutzen; Unteroffizier W.-D. Niepel, Hagenow.

hallo, ar-leute!

Nachmachen!

Das Preisausschreiben über die Oktoberrevolution (AR 10/87) fand ich sehr gut. So was könntet ihr ruhig öfter machen. Offiziersschüler Enrico Petzold

22 Jahre dabei

Seit 1966 bin ich Abonnent der AR, und ich verhehle nicht, daß ich jedem neuen Heft mit Spannung und ungeteiltem Interesse entgegen sehe, weil ich damit mein militärisches und militärpolitisches Wissen, welches ich als Bestandteil eines guten Allgemeinwissens betrachte, auf angenehme und effektive Weise auf dem Laufenden halten kann. Prof. Dr.-Ing. Hans-Joachim Kühn, Dresden

Nuckel-Lektüre

Ich bin sozusagen mit der AR groß geworden, in einer Hand die Flasche, in der anderen das Soldatenmagazin. Unter anderem gefällt mir an Euch, daß Ihr vielerlei Geschmäcker berücksichtigt. Marc Schnurbus, Berlin



Hilfe

Ihre Veröffentlichungen haben mir oft bei der Vorbereitung von Veranstaltungen des FDJ-Studienjahres sowie bei anderer politischer Arbeit geholfen. Kerstin Flick, Leipzig

Nachdenkliches

Mit großem Vergnügen habe ich die Erzählungen von Walter Flegel im letzten Jahr gelesen, die mich sehr zum Nachdenken anregten. Meiner Meinung nach interessiert das Armeeleben jeden Menschen. W. Flegel hat recht, wenn er behauptet, daß Güte und Strenge eine Einheit sind. Diese Begriffe

ergänze ich noch mit einem dritten: Gerechtigkeit.

Nikolai Nikoljukin,
Filonowo, UdSSR

Mehr Grün!

Als regelmäßiger Leser sage ich: Macht weiter so! Die Ausgaben sind abwechslungsreich und interessant. Einziges Minus: Gelegentlich könntet Ihr etwas mehr über die Grenztruppen berichten. Gefreiter Hans Jürgen Schilling

gefragte fragen

Die gleiche Summe?

Seit 1983 Berufsunteroffizier, beginne ich in diesem Jahr die Laufbahn eines Fähnrichs. Erhalte ich meine Dienstbezüge während des Studiums als Fähnrichschüler weiter? Obermeister Mario Käding
Fähnrichschüler, die zuvor in einem anderen Dienstverhältnis höhere Vergütungen bekamen, erhalten diese weiter.

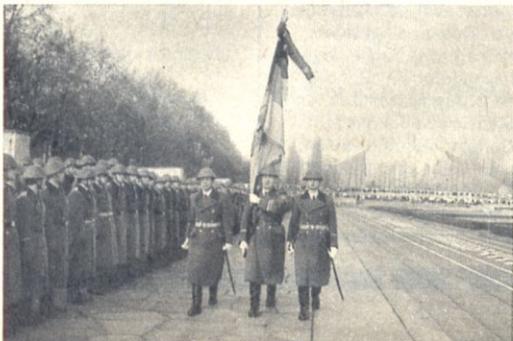
Was bedeuten die Schleifen?

Bei der letzten Parade beobachtete ich, daß an den Stangenspitzen der Fahnen, die den Einheiten vorangetragen wurden, lange Schleifen befestigt waren. Was hat es damit auf sich? Rainer Radfurth, Aue
Sie zeugen von Tradition und Leistung der jeweiligen Einheit. Zusammen

mit der Truppenfahne wird die erste Fahnen Schleife übergeben. Auf ihr ist das Datum der Verleihung eingestickt. Wird ein Traditionsname oder ein Orden verliehen, folgen weitere Bänder mit dem entsprechenden Namen oder der Symbolik der Auszeichnung. Geht ein Regiment aus dem sozialistischen Wettbewerb als Sieger hervor, so kommt eine Schleife mit dem NVA-Emblem und der Schrift „Bester Truppenteil“ hinzu.

Fehlrechnung

In unserer Schulungsgruppe unterhielten wir uns über das Handelsembargo, mit dem die USA versuchen, den wissenschaftlich-technischen Fortschritt in den sozialistischen Ländern zu verhindern. Wie derartige Spekulationen fehlschlagen können, zeigt sich unter anderem auf dem Computer-Gebiet. 32-Bit-Rechner produzieren wir jetzt. Eine stolze Sache. Wirkt es da nicht lächerlich, wenn auf den Embargolisten auch noch 8-Bit-Rechner stehen? Zehntausende dieser Typen werden in der DDR genutzt, selbst Schüler und Lehrlinge lernen, damit umzugehen. Das US-Ausfuhrverbot wird auf Co-Com-Bestimmungen zurückgeführt. Was besagt dieses Fremdwort? Stabsfähnrich Kai Satzting
Die Abkürzung von Coordinating Committee for East-West Trade Policy = Koordinierungskomitee für Ost-West Handelspolitik.



Wie lange schon?

Im letzten Elementarlexikon des Bibliographischen Instituts bemerkte ich in den Tabellen einen neuen Dienstgrad der NVA: „Marschall der DDR“ (Zeichnung). Seit wann gibt es ihn?
Holger Hänig, Sangerhausen

Laut Beschluß des Staatsrates ab 01. 05. 1982



Die bunten Broschüren

Welche Militärtechnischen Hefte werden 1988 erscheinen?

Gerhard Mausolf, Berlin
Vorgesehen sind: „U-Boot-Abwehrschiffe“, 2. Auflage, „Militärischer Eisenbahnbrückenbau“, „Gefechtsfahrzeuge (mot. Schützen)“, „Handfeuerwaffen“.

Mit berechnet?

10 Klassen der POS habe ich besucht und besitze einen Berufsabschluß in der Metallurgie. Nach meinem Wehrdienst werde ich an einem Vorkurs für Facharbeiter teilnehmen, um die Hochschulreife zu erlangen. Vorausgesetzt wird dabei unter anderem die Bewährung in der beruflichen Praxis. Nun habe ich aber als „Dreijähriger“, der mit 18 Jahren zur Armee ging, nicht so viele Berufsjahre aufzuweisen. Kann die Zeit bei der Fahne da mit berechnet werden?

Unteroffizier
Gerald Schönfelder

Die Dienstzeit in den bewaffneten Organen wird in diesem Fall als Berufspraxis anerkannt.

gruß und kuß

Daumendrücken

Viel Erfolg wünsche ich meinem Mann für seinen Fähnrichlehrgang in Frankfurt/O. Ich liebe ihn sehr und drücke ihm für die Erfüllung seiner Aufgaben ganz fest die Daumen. Er soll wissen, daß wir ganz stolz auf ihn sind und jede Minute an ihn denken. Auch wenn es schwer ist, ein Jahr getrennt zu leben, aber wir sind uns einig, daß er damit einen Beitrag zum Schutz unserer DDR leistet.

K. Mierwald und Söhnchen
Rico aus Karl-Marx-Stadt

Am laufenden Band

Einen ganz lieben Kuß empfängt der 1987 einberufene Dirk von seinem „großen Mädel“ Katrin. Gegrüßt werden die Unteroffiziere André Köster und Holger Exner sowie Feldwebel Elke Urbanek vom Unteroffizier B. Andrä. Unteroffizier Steffi Schumann, Verpflegungsgruppenleiter in einem zentralen Feldlager, sendet Grüße an den Küchenleiter im Ausbildungszentrum „Georg Ewald“ sowie an die Schweriner Jungs und an Mike aus Boizenburg. Ganz lieb umarmt Anja Schmidt ihren Schatz, den Unteroffizier Uwe Hagge, und sagt ihm, daß sie auf ihn wartet. „Romymaus, ich bleib Dir immer treu!“ läßt Offizierschüler Enrico Petzold ausrichten. „Bleib so lieb wie bisher!“ bitten Frau Beatrix und die beiden Rabauken Tobias und Robert ihren Soldatenpapi Axel Klinkmüller. Viele Küsse übersenden Kerstin sowie Söhnchen Sebastian dem Soldaten Matthias Oben. Auf die Reise gehen liebe Grüße von Carmen

an ihren Schatz, Soldat Klaus Schröter; seine Lieb-linge Markus und Kathrin schicken ein dickes Extra-kußchen mit. „Kater“ Dirk Tschäpe, Grenzsoldat, wird von seinem „Kätzchen“ Heike Dähne umschnurrt. Stolz auf ihren Vati, den Feldwebel Andreas Schönberg, sind seine Frau Sylvia und Töchterchen Desirée. Babsy hält ganz fest zu ihrem künftigen Ehemann, dem Gefreiten der Grenztruppen Lutz Fischer. Sehr lieb hat den Soldaten Dittmar Neumann seine kleine Maus aus Schkopau. Süße Kußchen sendet Liane Talhäuser an ihr „Praliné“ René Brendel. Eberhard Stephan aus Görlitz denkt an seine Genossen Klaus Biewald in Delitzsch und Ralf Werner in Torgelow. Dem Unteroffizier André Meißner wünschen alles Gute seine Frau Andrea



und seine Sonnenscheine Melusia, Falc und George. Gegrüßt werden Unterfeldwebel Uwe Menzel von seiner Petra; Fähnrichschüler Dirk Wölkert von Andrea Meschwitz; Soldat J. Elsner von seinem Spatz Daniel und seiner Kerstin; Soldat Lutz Pietzarka von seiner Frau Angela. Martina aus Mahlow verschickt gleich mehrere Grüße: an ihren Schatz Uwe samt Zimmergenossen, den 18 Monate dienenden Peet und Burki in Magdeburg.



Troposphärenfunker

... gehen in gewissem Sinne ein Bündnis mit dem Himmel ein, wenn sie weitreichende Funkverbindungen herstellen. Daß es in erster Linie um militärtechnische Kenntnisse, um reibungsloses Zusammenwirken im Trupp und um Klarheit über die Bedeutung ihres Auftrages geht, das steht im Mittelpunkt einer Reportage. AR-Reporter waren hautnah am Geschehen in einem Marianehubschraubertruppenteil der Volksmarine, in der Redaktion einer Leningrader Armeezeitung und im Gespräch mit einem General aus der VDR Laos. Frauen schreiben für Soldaten, Episoden rufen Kapitel aus der 30jährigen Geschichte des Sportkomitees der befreunden Armeen in Erinnerung, und AR-Militaria befaßt sich mit der Märzrevolution 1848. Außerdem werden die chemische Rüstung der USA und die Tätigkeit der „Rote-Armee-Fraktion“ beleuchtet.

in der
nächsten



Das Unvergeßliche

Eine Erzählung von Juri Bondarew

illustriert von Karl Fischer



Lena legt sich auf den Rand der Pritsche, deckt sich mit dem Uniformmantel zu und denkt, während sie sich allmählich wieder erwärmt, schon halb im Einschlafen: Wie schön! Ich hätte nie gedacht, daß es in einem Erdbunker so schön ist!

Sie ist soeben von der Sanitätskompanie am Dneprufer zurückgekehrt. Lange war sie im herbstlichen Dunkel umhergeirrt, wegen des feuchten Windes war sie ganz durchgefroren und hatte nur mit Mühe und Not an Hand der Leuchtpurgarben der Maschinengewehre und nach Anruf durch

den Posten völlig ermüdet den Bunker gefunden.

Fest in den Mantel eingerollt, schließt Lena die Augen, und so gleich tauchen der Weg, das vom nahen Schein einer Leuchtkugel erhellte waldige Ufer, das pechschwarze Wasser am Flußübergang, glimmende Selbstgedrehte und die Verwundeten auf den Tragen vor den Unterständen der Sanitätskompanie vor ihr auf. Irgendwo in der Nacht erhebt sich ein fernes Pfeifen, kommt näher und näher und übertönt schließlich alle anderen Geräusche. Donnernd kriecht das Geschöß am Uferand, eine schräge Wasserwand steigt vor den Unterständen auf und benetzt Lenas Gesicht mit Spritzern. „Sie beschießen den Übergang. Warum

werden denn die Verwundeten nicht übergesetzt?“ Die zweite Granate kriecht knapp zehn Meter von den Tragen entfernt, und jemand schreit und stöhnt dort. „Wir müssen sie sofort hinüberschaffen. Sofort!“ Während sie zu dem Schreienden hinläuft, hört sie das widerliche tiefe Jaulen eines niedergehenden Geschosses ...

Lena zuckt zusammen und streift jäh den Mantel vom Gesicht. Die im Erdbunker herrschende Stille wird von einem merkwürdigen Gepolter unterbrochen. Der Telefonist ist eingeknickt und der Hörer auf den Tisch gefallen. Mit Mühe hebt der Telefonist den Kopf und pustet in den Hörer.

Im Erdbunker ist es schwül und feucht und riecht nach altem Stroh. Neben Lena auf der Pritsche schläft, die Schirmmütze auf dem Gesicht und mit umgeschnalltem Koppelzeug, der Batteriechef, Hauptmann Kaschanow, und auf



der Erde neben der Pritsche Wolodja Serow, die Ordonnanz des Hauptmanns. Weich fällt das Licht der Kerze auf sein Gesicht. Es ist vom Schlaf geglättet und wirkt ganz jung. Eine rotblonde Locke hängt ihm in die Stirn, und ein trockener Grashalm hat sich darin verfangen. Lange betrachtet Lena sein Gesicht und denkt: Was mag er wohl träumen? Dann schließt sie lächelnd wieder die Augen.

Noch halb im Schlaf, vernimmt sie Lärm, einen kurzen Ausruf, der wie ein Befehl klingt, und offenbar hastiges Fußgetrappel. Lena springt auf. Schlaftrunken sucht sie zu begreifen, was los ist. Weder der Hauptmann noch Wolodja befin-

den sich mehr im Bunker. Bei jedem Wort sich krümmend, schreit der Telefonist angestrengt in den Hörer: „Klar. Aber du bist schlecht zu verstehen. Klar. Viele? Ich kann dich nicht verstehen.“

„Was ist?“ fragt Lena aufgeregt und sucht ihre Tasche. „Geht's wieder los?“

„Es ist schon in vollem Gange“, brummt mit einem schiefen Lächeln der Telefonist und horcht. Er blickt immer wieder zur Bunkerdecke, die heftig bebt, reckt sich mit dem ganzen Körper und gähnt nervös. „Schon den fünften Tag machen sie Gegenangriffe“, sagt er. „Die Pest wünsch' ich ihnen an den Hals. Schläft wohl überhaupt nicht, das widerliche Teufelspack, was? Im Dnepr wollen sie uns ersäufen! Immer wieder schicken sie Panzer vor und Schützenpanzerwagen. Schön wär's, hätte die Batterie noch vier Geschütze! Aber es ist bloß noch eines übrig, das von Baranow; im Brückenkopf. So ein Mist!“

Stumm und hastig zieht sich

Lena den Mantel über und eilt hinaus.

Im Schützengraben ist es dunkel und kalt.

Oben hämmert mit langen Feuerstößen ein Maschinengewehr. Beim Aufflammen des roten Mündungsfeuers werden für Augenblicke die Umrisse eines Gesichts erkennbar. Fluchend rennt jemand an Lena vorüber und stößt sie mit der Maschinenpistole an der Schulter.

„Baranow! Obersergeant Baranow!“

Beim Schein einer Leuchtkugel erkennt Lena Wolodja Serow, die Ordonnanz des Hauptmanns. Er blickt sich noch einmal um.

„Lena?“ Er drückt kräftig ihren Ellbogen und ist ganz außer Atem.

„Lena, du?“

„Wieder ein Angriff?“ fragt sie, bemüht, ruhig zu sprechen. „Ja, sie greifen schon wieder an. Sie sind ganz und gar von Sinnen“, stößt er erregt hervor. „Hol's der Teufel, sie haben die Verbindung zum Geschütz unterbrochen! – Baranow!“ schreit er ins Dunkel hinein. „Baranow! Sofort zu mir!“ Plötzlich springt jemand von oben in den Graben. Es ist der Geschützführer Baranow. „Was ist denn los?“ fragt er schroff.

„Vier Schuß!“ schreit Wolodja. „Hast du die Schützenpanzer gesehen? Sie umgehen uns durchs Tal.“

Hau sie in Klump.“ Mit dem Schein der Leuchtkugeln taucht Baranows breitknochiges Gesicht aus dem Dunkel auf und verschwindet wieder. Es sieht aus wie versteinert.

„Das ist alles?“ Seinen mächtigen Körper schwer hinüberwuchtend, springt er auf die Brustwehr. Dort steht er eine Weile und hält Umschau. „Die Fritzen wollen uns also umgehen!“ sagt er und lächelt spöttisch. „Mit Leuchtkugeln sparen sie ja nicht.“

„So ducken Sie sich doch!“ schreit Lena ärgerlich. „Was stehen Sie so da!“

„Ah, Lena! Du bist auch hier?“ sagt Baranow, der sie erst jetzt bemerkt hat.

Ohne eine Antwort abzuwarten, dreht er sich um und entschwindet ins Dunkel. Lena will ihm noch nachrufen, er solle sich hinwerfen und kriechen, doch jenseits der Brustwehr ist niemand mehr zu sehen, und so sagt sie entrüstet: „Ich verstehe nicht, wie man sich so der Gefahr aussetzen kann. Er kann sich doch ducken. Spazierst du auch so gerade aufgerichtet herum? Das ist nicht Mut, sondern ...“

Lachend gibt Wolodja etwas zur Antwort, doch sie versteht nichts – alles geht in Detonationen unter. Sie laufen den Graben entlang. An der B-Stelle wird Lena von unregelmäßigem Mündungsfeuer geblendet, und MPI-Geknatter dröhnt ihr in den Ohren. Das fast regungslose hagere Gesicht Hauptmann Kaschtanows flimmert im rötlichen Geflacker. Mit Schwung wirft sich Wolodja auf die Brustwehr und schreit: „In Ordnung, Genosse Hauptmann! Befehl ausgeführt!“

Und Lena sieht, wie seine Schulter von den langen Feuerstößen erbebt. Da kommt links aus dem Dunkel eine Flammengarbe. Alle wenden sich ihr zu. Bei jedem Aufblitzen des Mündungsfeuers werden auf der Anhöhe das zukende Geschütz und im Tal die vier Leiber der Schützenpanzerwagen sowie dunkle Gestalten – Deutsche – sichtbar, die die Anhöhe hinaufrennen.

„Das ist Baranow, Genosse Hauptmann!“ schreit Wolodja erregt. „Baranow gibt ihnen Zunder.“

Plötzlich tritt Stille ein. Nur weit weg, an der rechten Flanke rattern pausenlos die Maschinenpistolen und steigen hastig Leuchtkugeln auf.

Alle horchen stumm. Aus der Talsenke dringen die Stimmen der Deutschen herauf. Offenbar graben sie sich hinter der Anhöhe ein.

„Denen hat's die Sprache verschlagen“, sagt Wolodja leise. Hauptmann Kaschtanow überfliegt alle in der B-Stelle mit seinem Blick und sagt langsam. „Hm!“ Dann beugt er sich zur Grabensohle hinab, zieht sich schützend den Mantel über den Kopf und betätigt mit Bedacht sein Feuerzeug. Die Flamme beleuchtet seine dicht zusammengezogenen schwarzen Augenbrauen. Gierig raucht sich auch Wolodja eine Selbstgedrehte an.

Lena tritt von hinten an Wolodja heran und sagt leise: „Müde, Genosse Ordonnanz?“ Ihre Stimme klingt zärtlich-spöttisch.

Wolodja legt einen Arm um sie.

„Nur näher heran, Sanitätsinstrukteur!“ sagt er und drückt sie fest an sich.

„Genosse Obersergeant!“ sagt Lena streng. Und erschrocken flüstert sie: „Leise! Der Hauptmann ist doch ganz in der Nähe. Du bist wohl ganz und gar ... Wolodka!“

Wolodja ist sehr erhitzt; sein Kragen steht weit offen, die Hände sind warm, und Lena scheint es trotz der Dunkelheit, als funkelten seine Augen noch von der eben durchlebten Erregung.

„Na, wie fühlst du dich?“ erkundigt sich Lena kaum vernehmlich.

„Ganz gut, Lenka“, antwortet er flüsternd und streift mit seiner heißen Wange Lenas kühles Haar.

„Aber Sehnsucht hab ich nach dir gehabt. Du warst den ganzen Tag nicht hier. Und wie geht's dir?“

Sie rückt von ihm ab, indem sie sich mit den Armen gegen seine Brust stemmt.

„Vorsichtig, Wolodka. Der Hauptmann!“

„Der schaut nicht her. Du hast ja ganz kalte Hände! Hast du etwa Angst?“

„Nicht im Traum.“

„Du schwindest ja, Lenka“, flüstert er und zieht sie wieder an sich.

„Na ja, ein bißchen schon“, gibt sie zu.

„Um wen?“

„Na um dich.“

„Das laß nur schön bleiben, Lenka.“ Er wird auf einmal ernst. „Um mich brauchst du keine Angst zu haben.“

„Ich hab aber allen Grund dazu. Läufst du doch ebenso wie Baranow rum, ohne Deckung zu nehmen.“

Beide sehen nicht, daß Hauptmann Kaschtanow, der rauchend auf der Grabensohle sitzt, unmerklich schmunzelt, als er das Geflüster neben sich hört.

Im selben Augenblick zerreißen nahe der Stellung MG-Feuerstöße die Stille, und Kugeln klatschen in die Brustwehr. Gleich darauf ertönen aus der Talsenke die dumpfen Abschuße deutscher Granatwerfer.

„Genosse Hauptmann, die Schützenpanzer! Schon wieder!“ schreit Wolodja, sich auf die Brustwehr legend, und entschert die Maschinenpistole. „Sie sind wieder da und nehmen das Geschütz unter Feuer.“

„Immer mit der Ruhe“, sagt Hauptmann Kaschtanow. Es ist, als sei er gerade erst aufgewacht, und seine Stimme klingt schlaftrunken und heiser. Doch dann schreit diese Stimme energisch: „Rechts, kurze Feuerstöße!“

Wolodjas Schulter zuckt konvulsivisch, und seine Zähne glänzen beim Aufblitzen des Mündungsfeuers seiner Maschinenpistole in einem unheimlichen Rot. Er schreit etwas und lacht.

Lena blickt auf ihn, und sie verspürt den unbändigen Drang, neben ihm zu stehen, solange, bis der Angriff vorüber ist. Mit den Händen tastet sie den Grabenrand ab.

„Sanitäter!“ klingt es ihr in diesem Augenblick in den Ohren; doch sie weiß, daß die Gewohnheit ihr diesen Ruf oft nur vortäuscht. Trotzdem geht sie nach einem Blick auf Wolodja den Graben entlang und fragt: „Genossen, ist jemand verwundet?“

„Sanitäter hierher! Wo ist der Sanitäter? Sanitäter!“ Lena schaut umher und eilt in die Richtung, aus der gerufen wird. Im Verbindungsgang trifft sie auf einen baumlangen Soldaten, der jemand auf dem Rücken trägt.

„Er lebt. Aber beeil dich“, sagt der Soldat.

„Das war vielleicht eine Schleperei!“ meint er seufzend. „Zweihundert Meter hab ich ihn getragen! Nun, Semjon, alter Junge, lebe wohl! Halt dich wacker!“

„Ich danke dir“, haucht der Verwundete.

„Keine Ursache, alter Junge. Nach dem Krieg kannst du mir das bei Tisch erzählen. Laß dich noch einmal küssen.“

Sie nehmen Abschied voneinander, und der Soldat entfernt sich eilig durch den Graben.

Der Verwundete stöhnt unterdrückt und rutscht mit den Händen an der Grabenwand ab.

„Halte dich an mir fest. Gehen wir schneller. Rasch in den Erdunker; es ist nicht mehr weit von hier“, flüstert Lena. Im Erdunker brennt noch immer die Kerze, aber der Telefonist ist nicht mehr da. Wahrscheinlich hält er sich draußen auf. Eilends legt Lena den Verwundeten auf eine Pritsche. „Gleich, sofort. Gleich sind wir soweit. Wir müssen bloß noch einen Verband anlegen, und alles geht in Ordnung. Bloß noch einen Verband.“

Der Verwundete ist blutjung, fast noch ein Knabe. Sein Gesicht sieht bläulich-blaß aus, und die fahlen, zerbissenen Lippen hält er fest zusammengepreßt. Der große Blutverlust erscheint Lena beängstigend, und sie beeilt sich.

„Das brennt!“ preßt der junge Verwundete hervor. „Wie von glühendem Eisen brennt das. Ich glaube, es ist quer durch den Oberschenkel gegangen, wie?“

Lena reißt seine Feldbluse auf, die über dem Bauch blutig ist, und knöpft ihm die Hose auf.

„Nicht doch!“ Mit schmerzverzerrtem Gesicht richtet sich der Verwundete erschrocken auf. „Geh weg, Schwester! Ich geniere mich.“

Er verdeckt den Bauch mit den Händen. Seine Brust arbeitet wie

ein Blasebalg. Auf dem Bauch hatte sich ein dickflüssiger Blutpfleck gebildet.

„Komischer Kauz! Ich will dich doch bloß verbinden. Es dauert nur einen Augenblick, dann ist es erledigt“, redet ihm Lena zu.

Schließlich ist alles getan. Der Verwundete knirscht mit den Zähnen.

„Schwester, was zu trinken! Es brennt so.“

Hastig wühlt Lena im Stroh, tastet den Boden ab, um vielleicht irgendwo eine zurückgelassene Feldflasche zu finden, und flüstert dabei fortwährend mechanisch: „Gleich, mein Lieber, gleich.“

Um Mitternacht kommt der Hauptmann zurück. Blinzelnd schaut er sich lange im Erdunker um. Auf den Pritschen und auf dem Boden liegen überall Verwundete. Lena aber sitzt mit dem Rücken zur Tür und sieht den Hauptmann nicht. Ihr schmaler Rücken ist gekrümmt, das Kinn hat sie in die Hände gestützt, und aufmerksam lauscht sie dem, was ihr ein Verwundeter halblaut erzählt.

„Lena!“ Der Hauptmann räuspert sich.

„Was ist?“ fragt sie.

Der Hauptmann hustet unterdrückt, und zwei Soldaten führen Wolodja behutsam am Arm herein. Ohne Lena anzusehen, sagt der Hauptmann:

„Leg ihm einen Verband an.“

Lena nähert sich Wolodja, und der Hauptmann sieht, wie der Knopf an ihrer Feldbluse auf und nieder tanzt und ihre Brauen zucken. Die Binde vor Wolodjas Augen ist von Blut ganz aufgequollen. Unbeholfen hebt er die Hand danach, doch der Hauptmann hält sie stirnrunzelnd fest.

„Wolodja, ru-hig!“

„Genosse Hauptmann!“ Wolodjas Stimme klingt abgerissen und fremd. „Der Verband muß ab; er stört mich.“

„Genosse Haupt ...“ Lena versagt die Stimme.

„Lena?“ fragt Wolodja erschrocken. „Lena ist hier?“

Dumpf stiert Lena auf seinen Verband und macht noch einen Schritt auf Wolodja zu. Vorsichtig tastet er nach ihr und faßt sie bei

den Schultern. Ihr Mund versucht zu lächeln.

„Lena?“ flüstert er und langt wieder nach dem Verband.

„Lenotschka, zum Teufel mit dem Verband!“

Lena drückt behutsam seine Hand. Ihr Gesicht wirkt wie versteinert. Blut tropft ihr auf die Finger. Ihr ist glühend heiß, Wolodjas Hand aber fühlt sich so kalt an wie Eisen bei Frost.

„Lenotschka“, sagt Wolodja, „ich hab eins gewischt bekommen. Es ist aber bloß ein Streifschuß.“

Schau doch mal nach, was mit mir los ist. Siehst du? Bloß eine Kleinigkeit, ich spür es. Es ist nur ein Kratzer.“

Lena schweigt. Sie muß ihm einen neuen Verband anlegen; doch mit der Binde ist ihr Wolodja jetzt so fern, daß sie das Gefühl hat, ihre Hände werden ihn nicht erreichen.

„Schon gut, Wolodja, schon gut. Es ist nicht gefährlich“, preßt sie mechanisch, wie im Halbschlaf hervor, während sie ihm einen sauberen Verband anlegt.

Und Wolodja, fortwährend um ein Lächeln bemüht, sagt: „Das ist bloß eine Kleinigkeit, eine Lappalie. Die Stirn ist verwundet, und das Blut ist über die Augen gelaufen.“

Sie setzt ihn auf eine Pritsche und steht dann stumm neben ihm.

Der Hauptmann hat sich mit dem Rücken an die Wand gelehnt und die Augen halb geschlossen, so daß es aussieht, als döse er. Die eine Wange zuckt krampfhaft, und die schwarzen Brauen ziehen sich zusammen und wieder auseinander.

„Genosse Hauptmann“, fragt einer der Verwundeten mit gedämpfter Stimme, „wie sieht's da ... oben aus?“

Die Lider des Hauptmanns klappen auseinander.

„Wir stehen“, antwortet der Hauptmann. „Drei Schützenpanzer brennen.“ Der Blick des Hauptmanns gleitet über die Verwundeten. „Drei Schützenpanzer“, fügt er lauter hinzu.

„Ganz großartig!“ sagt Wolodja unnatürlich lebhaft und nickt. „Ja,

Genosse Hauptmann, Baranow ist ein Prachtkerl.“

„Lena.“ Der Hauptmann winkt Lena mit dem Finger. „Komm mal her. – Wolodka, Wolodka!“ sagt der Hauptmann plötzlich dumpf, beugt sich, den Arm um Wolodjas Schulter legend, jäh zu ihm hinunter und küßt ihn herzlich auf den Mund.

„Ich danke dir, Wolodja, danke dir für alles.“

Der Hauptmann verläßt den Erdunker, und Lena hört ihn vor dem Eingang husteln – er wartet auf sie.

Nach der Wand greifend, wie eine Betrunkene, folgt ihm Lena hinaus. Mit der Hand hält sie sich an der glitschigen Schützengrabenwand fest, weil ihre Beine sie kaum tragen.

„Nun ja.“ Der Hauptmann räuspert sich. „So steht's also mit Wolodja, nicht wahr? Hörst du? Der Junge war nicht mit Gold aufzuwiegen. Ein Granatsplitter hat ihn ... Nun also ... Auf der Stelle muß ein Wagen her. Durch die Schlucht ist es näher. Die Verwundeten müssen sofort nach hinten gebracht werden. Ich kann niemand sonst schicken – im Moment ist es nun mal nicht anders. – Ich gehe jetzt zu Baranow“, fügt der Hauptmann hinzu. „Sie haben Munition gebracht. Ach ja! Nun gut, lauf und besorg den Wa-

gen. Um die Verwundeten kümmern wir uns schon.“

Lena aber bringt kein Wort hervor.

„Halt, warte noch einen Augenblick“, sagt der Hauptmann mit düsterer Miene. „Wolodka und du, ihr seid befreundet, nicht wahr?“ fragt er dumpf.

„Was spielt das schon für eine Rolle!“ flüstert Lena.

Hastig und mit angehaltenem Atem sagt der Hauptmann:

„Nun, schon gut, schon gut! Geh jetzt.“

Hastig nach Luft ringend, bleibt sie stehen und denkt entsetzt: Ist es denn wahr? Soll es denn wirklich so enden?

„Nun, Wolodja, gleich kommt die Fähre, und dann bringt man dich zum Sanitätsbataillon“, sagt Lena und schlägt Wolodkas Mantelkragen hoch. „So ist es besser wegen des Windes.“

Wolodja liegt auf einer Trage vor dem Unterstand der Sanitätskompanie am Dneprufer. In der Nähe glimmt ein Feuer. Zuweilen flaut der Wind ab, es wird still, und Lena hört, wie die Blätter von den Bäumen fallen und zu Boden gleiten. Ein Blatt ist auf ihrem Ärmel

gelandet. Vorsichtig greift Lena danach und hält es auf der flachen Hand. Das Blatt riecht nach Erde und erregend nach Spätherbst.

Wie leicht das Blatt ist! denkt Lena.

„Bei uns in Woronesch lagen ganze Haufen davon im Garten, und es machte immer Spaß, hindurchzugehen“, sagt sie. „Es raschelt so schön.“

„Zerdrück das Blatt doch“, empfiehlt er ihr, sich hin und her wälzend und ohne zu lächeln. „Dann raschelt es auch.“

„Wozu, Wolodja?“ erwidert sie abweisend und pustet das Blatt von ihrer Hand. „Es hat keinen Sinn.“

Wolodja schauert zusammen und zittert.

Nachdenklich betrachtet Lena sein Gesicht.

„Was ist, Wolodja?“ fragt sie.

„Lena“, beginnt Wolodja von



neuem, „ich ... Wir beiden werden doch jetzt ...“

Er richtet sich auf der Trage empor und holt tief Luft.

„Was?“ fragt Lena. „Was wolltest du sagen? Komm, leg dich wieder hin.“

„Nichts“, antwortet er, die Zähne zusammenbeißend, und verzieht qualvoll das Gesicht, sei es vor Schmerz, sei es, weil gewisse Erinnerungen auf ihn einstürmen.

Lena zupft seinen Verband zu-recht und beugt sich zu ihm hinab.

„Woran denkst du?“

Wolodja gibt keine Antwort.

„Bist doch komisch! Was bist du doch für ein komischer Kerl, Wolodja! Woran denkst du?“ Lena streichelt seinen Hals und küßt ihn auf das Kinn. „Ich bin ganz sicher, daß wir uns wiedersehen.“

Wolodja liegt stumm da.

„Na, Schwester“, sagt jemand über ihr, „laß uns mal ran, damit wir ihn wegtragen können. Die Fährre wartet nicht.“

Neben ihr stehen zwei Sanitäter. Sie nehmen die Trage und bringen sie, von Lena begleitet, ächzend zur Fährre.

„Einen Augenblick, Jungs!“ Aufgeregt sucht Wolodja sich aufzurichten, indem er sich auf die Ellbogen stützt, und seine Worte klingen wie ein unterdrückter Verzweiflungsschrei. „Lena! Sie bringen mich jetzt weg. Ich wollte dir noch sagen: Ich werde dich nicht mehr wiedersehen! Ein Leben ohne dich aber gibt es nicht für mich. Bemitleide mich nicht – es ist schließlich Krieg, Lenotschka, meine Liebe! ...“

Das weitere versteht sie nicht mehr, da die Trage auf die Fährre gesetzt wird. Sie beißt sich stumm auf die Lippen, kehrt langsam zum Feuer zurück, und in ihren Ohren klingt noch der kindlich verzweifelte Aufschrei Wolodjas, der zu

erklären versuchte, was sich einfach nicht erklären läßt. Und auf einmal wird es Lena ungewöhnlich heiß, wie unlängst in der Schlucht, so heiß, daß ihr die Kehle ganz ausgedörrt ist und sie kaum atmen kann. Kraftlos setzt sie sich neben dem Feuer nieder, schlingt die Arme um die Knie und weint, das Gesicht in den Armen verbergend, bitterlich und ohne einen Laut von sich zu geben.

Dieser von uns gekürzte Text befindet sich auch in einem Band sowjetischer Kriegserzählungen, die wir ebenfalls zum Lesen empfehlen. Er erschien im Verlag der Nation Berlin unter dem Titel „Ich weiß es noch wie heute“.





... und ein bißchen wie

Der meistbestaunte Mann vom Repräsentationsorchester der Polnischen Armee aus Bydgoszcz war wohl Fähnrich Zbigniew Kozak, denn er ist der Tambourmajor. Wie er

den rot-weiß gekordelten Tambourstab im Rhythmus der Musik herumwirbelte, den Takt und die Schrittfolgen der Musiker bestimmte, und, unbeeindruckt vom Zuschauerbeifall, allein vor seinem Orchester die Neubranden-

burger Thälmannstraße entlangmarschierte, das machte schon Wirkung.

Am Anfang der Straße, vor dem Stargarder Tor, hatten sich alle beteiligten Musik- und Stabsmusikkorps der NVA, der Sowjetarmee und auch das aus Polen zum Marschmusikwettbewerb formiert. Und der war einer der

Hauptprogrammpunkte der Siebenten Neubrandenburger Militärmusiktage in der Stadt der vier Tore.

Tambourmajore trafen sich. Der andere, in der NVA-Uniform, war Stabs- oberfähnrich Günter Boden- stein, Chef des Spiel- mannszuges der Berliner Stadtkommandantur. Ein bekannter und vielfotogra- fierter Mann, der mit sei- nen Spielleuten regelmä- ßige Auftritte unter den Berliner Linden hat. Hier stellen die beiden jeden- falls fest, daß zwischen ihren Stäben mit den blit- zenden Metallknäufen kaum ein Unterschied ist. Außer bei den Kordeln: Die am NVA-Modell sind schwarz-rot-gold.



Ballett

Beim Marsch durch die Stadt und beim Spiel der polnischen Militärmusiker hörte und sah sich dann doch manches ein wenig anders an als bei unseren Steingrauen. Ich habe nicht weiter nachge- forscht, was jeder der Mu- sikanten in seiner schma- len Koppeltasche verstaut hatte, aber womöglich war es die Liste mit all den Stücken, die sie diesmal, bei ihrer DDR-Tournee spielten. In Sälen und im Freien. All die traditionel- len polnischen Märsche und Mazurkas, den Chat-



schaturjanschen Säbeltanz und die Gershwin-Melodien; die Polkas und Kujawiaks nach polnischen Volksweisen. Natürlich auch Stücke aus dem NVA-Blasmusik-Repertoire: den Marsch „Schulter an Schulter“, die „Bläserfreundschaft“ oder „Moskau im Mai“.

Wenn ein halbes Hundert Musikanten mit ihren blanken Ledergamaschen und weißen Repräsentationsschnüren über der Brust seinen Weg zieht, dann macht das schon was her und wirkt fast ein wenig exotisch. Oder ein bißchen wie Ballett. Richtiges Militärballett mit überaus exakten Schritt- und Richtungswechseln,

Diagonalschwenks und schließlich sogar dem Marsch im Kreis, wozu der weitläufige Karl-Marx-Platz am „Kulturfinger“, dem Haus der Kultur und Bildung, genügend Raum bot.

Militärmusiker, auch polnische, spielen viel lieber im Sommer als im Winter unter freiem Himmel. Ihr bestes Argument für diese Vorliebe sind wohl die dicken Ohrenklappen des Publikums bei Kälte, die die klaren Töne aus den „Kannen“ beim Zuhören ganz unzulässig dämpfen. Noch ein Argument, über zweihundert Jahre alt: Münchhausens Postillion, dem in gefährlicher Situation die Töne seines Posthorns vorn auf dem Bock einfroren, staunte nicht schlecht, als in der warmen Gaststube die gefro-

renen Töne nach und nach zu fröhlichen Melodien auftauten, zu allerlei Märschen und Volksweisen.

Irgendwas muß dran sein an dieser Geschichte, Grund auch, daß die Musiker ihre Instrumente schlicht „Kannen“ nennen: Ich sah von weitem mit Erstaunen, wie die Bläser nach dem Marscheremoniell und der anschließenden Musikschaue wohl ganze Wassereimer Feuchtes aus den blitzenden Instrumenten abließen. Ohne Töne natürlich, denn es war ja spätsommerlich warm an jenem Tag und die Märsche darum längst in den (unbekleideten) Ohren der Zuhörer. Und die hatten Begeisterung gezeigt, soweit man von Mecklenburgern und einigen dazwischengestreuten sächsischen und thüringischen Urlaubern das Zeigen von

Begeisterung am Straßenrand erwarten kann.

Eines der Lieder des Repräsentationsorchesters hieß „Grün ist's in unserem Bydgoszcz“. Ich vermute allerdings, daß die Musiker ihren Platz im Bus weitaus besser kennen, als manche lausiche Ecken ihrer Garnisonstadt, dem Wojewodschaftszentrum an der unteren Weichsel. Wer (laut Statistik) rund vierhundert Auftritte in jedem Jahr zu bestreiten hat, muß viel unterwegs sein. Als führendes Orchester des Pommerscher Militärbezirks zeigen sie ihre Musikschaue auf den unterschiedlichsten Plätzen innerhalb und außerhalb von Kasernenmauern, treten sie bei Konzerten in Theatern, Opernhäusern und manch anderem Saal auf.

Die längste Reise führte sie vor zehn Jahren nach Paris, die zweitlängste 1987 nach Belgien. Beide Male vertraten sie die Mi-



litärmusik des sozialistischen Polen bei internationalen Festivals der Militärmusik. Ganz regelmäßig aller halben Jahre spielen sie ihre neuesten Produktionen vor den Mikrofonen von Polski Radio, machen sie so im ganzen Lande populär. Und wer bei einem Besuch im Nachbarland oder auch in den polnischen Kulturzentren in Berlin oder Leipzig eine LP mit

dem Titel „Marsze Polskie“, polnische Märsche, entdeckt und mitnimmt, kann den Sound der Bydgoszcz am heimischen Plattenspieler genießen. Hauptmann Magister Eugeniusz Mik, der Orchesterinspekteur, und Oberleutnant Magister Adam Waliszewski, erster Kapellmeister, erzählen von den Auftritten in unserer Republik. Seit ungefähr zwanzig Jahren war das Orchester immer wieder in der DDR, spielte in

Magdeburg, Frankfurt/Oder, dreimal schon bei den Neubrandenburger Militärmusiktagen. Sechs Konzerte in fünf Tagen, das ist die Bilanz der jüngsten Tournee. „Lob für die Akustik der Säle, Lob für die ausgezeichnete Organisation! Jedesmal freuten wir uns über die Wärme und Herzlichkeit, mit der uns das Publikum hier in den Garnisonstädten des Militärbezirks Neubrandenburg empfangen hat.“ So erleben die polnischen Genossen selber und natürlich auch ihre Hörer die engen Waffenbrüderschaftsbeziehungen unserer beiden Armeen, die gute Zusammenarbeit zwischen dem Neubrandenburger und dem Pomorsker Militärbezirk. Das betrifft nicht nur die Militärmusiker. Die „Schwarzen Barette“, das Gesangs- und Tanzensemble der Polnischen Armee aus Bydgoszcz, gehört ebenfalls zu den regelmäßigen Neubrandenburger Gästen. Ein Ensemble, in dem die Damen stark vertreten sind.

Beim Repräsentationsorchester dominieren aber eindeutig die Männer, hundertprozentig. Die einzige Dame, die diese Phalanx der Militärmusiker zwar nicht durchbricht, aber mit weiblichem Charme ergänzt, heißt Lucyna Rogalska. Sie trägt Zivil, und das Marschieren ist nicht ihre Sache. So mischte sie sich beim Neubrandenburger Freilichtauftritt ihrer Musikkantenkollegen ganz unauffällig unter das Publikum am Straßenrand. Ihr Sopran ist bei den Konzerten des Orchesters zu hören. Nicht bei allen, denn die Gesangsolistin

hat tagsüber einen ganz anderen Beruf: Sie unterrichtet Pädagogik an der Bydgoszcz Schule für Kindergärtnerinnen. Dem Soldatenlied hat sie sich als Amateur verschrieben, weil ihr das Thema liege und weil es so viele und vor allem wirkungsvolle Lieder über das militärische Thema in ihrem Land gebe.

Spricht man über Solistisches beim Bydgoszcz Repräsentationsorchester, dann kommt man unweigerlich auch auf die drei Posaunisten, die bei den Konzertauftritten brillieren. Einer der drei ist Fähnrich Zbigniew Kozak – derselbe, der bei jeder Parade den Stab führt. Er ist in Doppelfunktion auch Chef der Posaunengruppe. Mich wundert's nicht, daß der Mann, egal, ob er den Tambourstab oder das Posaunenrohr bewegt, von seinem Publikum bestaunt und bewundert wird. Militärmusik, und natürlich gar die eines Repräsentationsorchesters, ist immer eine Sache für mehrere Sinne. Für die Ohren, für die Augen und, etwas weiter gefaßt, auch für die Beine. Die zucken bei manchen Zuhörern nämlich ganz schön im Rhythmus der Musik.

Text: Bernd Meyer
Bild: Manfred Uhlenhut

Wolfgang Wegener, An der Straße nach Puschkin,

Als der heute in Potsdam lebende Maler Wolfgang Wegener 1933 geboren wurde, hatte der deutsche Faschismus gerade die Macht übernommen und begann seine Weltherrschaftspläne zu verwirklichen. Gegen die Völker Osteuropas bis zum Ural war ein grausamer Vernichtungsfeldzug geplant. Bis zu 140 Millionen Menschen sollten ihrer Heimat beraubt, umgesiedelt oder vernichtet werden. Was wäre geschehen, wenn nicht das ganze Sowjetvolk sich gegen den Eroberer gestellt, unter großen Opfern gekämpft und die Rote Armee den Eindringling nicht geschlagen hätte?

Wolfgang Wegener, der als junger Künstler mehrfach die Gelegenheit zu Studienaufenthalten in der Sowjetunion erhielt, war beeindruckt von den Menschen, ihrer Lebensweise, der Landschaft und der Geschichte des Landes. Erste Resultate zeigten zwei Aufenthalte in Leningrad: bewegt von der Schönheit der Stadt und dem Heroismus ihrer Bewohner, malte er zwei Bilder zu ihrer jüngsten Geschichte. 900 Tage hatten die Leningrader der faschistischen Blockade standgehalten. Sie verhungerten und erfroren zu Tausenden, aber die Stadt war nicht zu besiegen. Die Bewohner verteidigten nicht nur ihr Territorium, sie hielten den Lebensrhythmus unter

schwierigen Bedingungen aufrecht, produzierten in den Betrieben, forschten in wissenschaftlichen Einrichtungen, komponierten und musizierten, schützten die einmaligen Kunst- und Baudenkmale des Venedigs des Nordens. Ein Bild Wolfgang Wegeners ist dem Schutz des Denkmals Peter I. gewidmet.

Das zweite Bild, das sich mit der Leningrader Geschichte beschäftigt, entstand fünf Jahre nach dem zweiten Studienaufenthalt und ist hier abgebildet. Eine friedliche Winterlandschaft stellt sich dem Betrachter dar. Die weiten Felder sind tief verschneit, die nördliche Sonne steigt nicht sehr hoch. Bauern haben auf dem Feld ein Feuer entzündet, in der Ferne grüßen die ersten Wohnhäuser der Stadt. Fast stilllebenhaft wirken die Geschütze im Wäldchen im Vordergrund. Nichts erinnert an die erbitterten Kämpfe, die hier stattgefunden haben. Auf der Straße fahren Busse, vielleicht mit Touristen, die das Schloß und den herrlichen Park von Puschkin besichtigen wollen.

Bis hierher waren die Faschisten gekommen. Auf den Höhen von Pulkowo zwischen Leningrad und Puschkin verlief die vorderste Verteidigungslinie. Bis hierher findet man auch die Spuren des barbarischen Vernichtungswerks. Das Schloß, früher Zarskoje selo, später nach dem berühmten Dichter Alexander Puschkin, der hier zur Schule gegangen war, benannt, hatte Peter I. seiner Frau Katharina I. geschenkt. Es war nach Abzug der faschistischen Truppen bis auf die Grundmauern niedergebrannt, wertvolle Kunstschatze der Menschheit waren für immer vernichtet. Das berühmte Bernsteinzimmer wurde verschleppt und bis heute nicht gefunden. 1716 hatte Peter I. die von Andreas Schlüter und dem Steinschleifer Gottfried Tausseau aus Bernstein geschnittenen Tafeln bei Friedrich Wilhelm I. gegen 248 „lange Kerls“, hochgewachsene Soldaten,

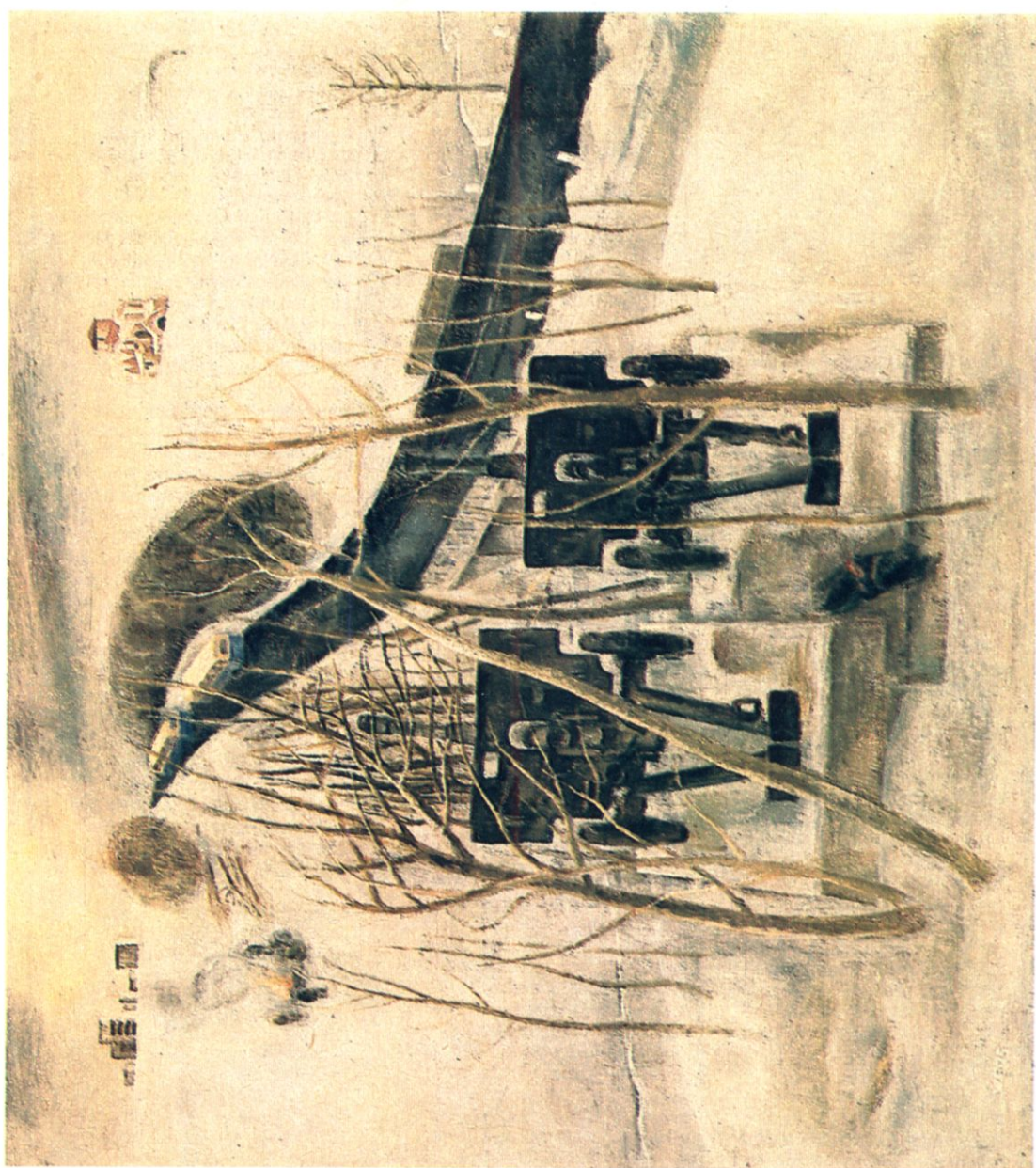
Öl auf Leinwand, 1975

eingetauscht. Auf der Straße nach Puschkin hatten 76 starke Gardesoldaten die wertvollen Platten auf Händen getragen. Mit viel Mühe und Akribie wird heute versucht, dieses Zimmer nach alten Dokumenten und Fotografien neu zu erschaffen.

Wer heute nach Puschkin kommt, bemerkt kaum noch etwas von den Zerstörungen. Mit viel Fleiß, handwerklichem Können, hohem finanziellen Aufwand, vor allem aber auch mit viel Liebe zu allem von Menschenhand Geschaffenen, sind Park, Palast und andere Gebäude neu entstanden. Wären in den Sälen nicht Fotos ausgestellt, die den Zustand der Räume nach dem Abzug der deutschen Truppen zeigten, man würde das Ausmaß der Zerstörungen nicht glauben. Ein gleiches Schicksal hatten auch die anderen Schlösser in der Leningrader Umgebung erlitten – Peterhof, Pawlowsk, Lomonossow, Gatschina. Aber nach Leningrad hinein ist der Feind nie gekommen; nicht Napoleon, nicht die Interventionen während des Bürgerkrieges, nicht die Faschisten.

Schon Puschkin hatte die Uneinnehmbarkeit der Stadt besungen. Das russische Volk hat sie bewahrt. Mahnend stehen die Geschütze am Straßenrand.

Text: Dr. Sabine Längert
Reproduktion: Heinz Korff





Schlecht getarnt?

Während sich die Bundeswehr bei der NATO-Kriegsmanöverserie „Herbstschmiede 1987“ noch „vorwärtsverteidigte“ und „tiefe Schläge“ übte, schmiedete ihr Minister schon an Neuem. Diesmal an der „Pop-Front“. Einmal wenigstens wollte er Diskjockey sein. Ein Scherz? Beileibe nicht.

Herr Wörner „bewarb“ sich tatsächlich bei einem Koblenzer Regionalsender, und dies aus „gutem“ Grund. In Bonn war nämlich wieder einmal des Ministers Image analysiert worden, und das Ergebnis muß wohl recht bedrückend ausgefallen sein. Hätte seine Pressereferentin sonst kundgetan, daß ihres Chefs Beliebtheit im Lande rapide gesunken sei? Die Gründe hierfür liegen auf der Hand: Wörners zäher Widerstand gegen Rüstungsbegrenzung, sein Horror vor Abrüstung, seine permanente Forderung nach konventioneller Hochrüstung und unbedingter Beibehaltung atomarer Waffen. Also – schlußfolgerten Psychostrategen auf der Hardthöhe – ein positives Bild muß her, zumal Wörner ein unverholenes Interesse am Sessel des NATO-Generalsekretärs in Brüssel bewies. Ein Verlangen übrigens, das damals bei einigen Pakt-Partnern der BRD begreiflicherweise eher Frust als Freude aufkommen ließ.

Nun stelle man sich dies vor: der Bundeswehr-Oberbefehlsha-

ber – für eine Stunde schmuseweicher Moderator „seiner Lieblingshits“ von Bobby McGee, Janis Joplin und Nicki! Dazu als Verstärkung sozusagen – die Bigband der Bundeswehr. Sie sollte eine „heiße Kiste spielen“, wie „Die Welt“ zu berichten wußte. Fraglich, ob all das ausreichte, des höchsten BRD-Soldaten zackigen Tagessound vorübergehend zu verdrängen. Leider war über Wörners Pop-Fronteinsatz-Resultat nichts, aber auch gar nichts zu erfahren.

Dabei hatte man sich nicht zufällig den Koblenzer Sender ausgesucht. Nicht nur, weil „Pro Radio 4“ privat und an dessen Mikros leichter ranzukommen ist; Wörners Psycho-Experten dachten weiter. Zum Beispiel an die vielen in- und ausländischen Journalisten, die im Bonner Empfangsbereich des Senders wohnen. Sie waren ausersehen, die Kunde vom „erfrischend plaudernden, absolut friedfertigen Amateurmoderator Wörner“ flugs durch die Lande zu tragen. Offenbar unterließen sie es aber. Außer einer Ankündigung von Wörners Psycho-Handstreich war danach nichts mehr zu vernehmen. Ob die Presseleute vielleicht das Kommando „Äther frei für Wörner!“ als zu schlecht getarnt und allzu durchsichtig empfanden? Oder hatten sie's gar überhört? Es wäre zu verstehen. Gregor Köhler

● Der USA-Rüstungsetat für 1988 in Höhe von 296 Milliarden Dollar ist von Präsident Ronald Reagan unterzeichnet worden. Darin sind unter anderem 3,9 Milliarden Dollar für die Fortführung des SDI-Projektes sowie Gelder für den Baubeginn zweier Flugzeugträger, eines Kernwaffen-U-Bootes der Ohio-Klasse und zwölf weitere MX-Interkontinentalraketen enthalten. Mit der Bewilligung des Militärhaushaltes für das neue Finanzjahr – Reagan hatte ursprünglich 312 Milliarden Dollar beantragt – verband der USA-Kongreß bestimmte Auflagen mit Forderungen für die Abrüstungspolitik des Präsidenten. So wurde festgelegt, die sogenannte enge Auslegung des ABM-Vertrages über die Begrenzung der Raketenabwehrsysteme zunächst für ein weiteres Jahr beizubehalten, wobei Tests mit dem Antisatelliten-System ASAT auch 1988 verboten bleiben. Sollten SDI-Versuche im Weltraum ausgeführt werden, müßte der Kongreß vorher seine Zustimmung geben.

● In der Bundeswehr wird ab 1990 das für den Verschuß hülsenloser Munition konstruierte Sturmgewehr G-11 eingeführt. Die mit einer völlig neuen Technologie ausgestattete Waffe hat ein Kaliber von 4,7 mm, ist 75 cm lang und wiegt schußbereit 6,3 kg. Mit Einzelfeuer, Dreischuß-Feuerstoß und Dauerfeuer läßt sich die Waffe sowohl als Sturmgewehr als auch als Maschinenpistole einsetzen. Theoretische Feuergeschwindigkeit: 2000 Schuß pro Minute. Die Herstellerfirma Heckler & Koch soll für die Bundeswehr etwa 350 000 Gewehre zum Stückpreis von 2500 DM produzieren.

● Perfekt ist jetzt die von Frankreich und der BRD gemeinsam geplante Entwicklung und Beschaffung des Panzerabwehrhubschraubers PAH 2. Der Haushaltsausschuß des Bonner Bundestages hat dem Projekt mehrheitlich zugestimmt. Nach Angaben des Ausschußvorsitzenden Rudi Walthers (SPD) müsse die BRD bei einem 50prozentigen Anteil 8,6 Milliar-

den DM für Entwicklungs- und Beschaffungskostendeckung aufbringen – rund 40 Millionen DM pro Gerät. Dieser Preis, so Walther, sei „eindeutig zu hoch“. Bis zum Ende der Beschaffungsphase würden sich die Kosten „mit tödlicher Sicherheit mindestens verdoppeln“, betonte er. Infolge überzogener technischer Anforderungen dauere die Entwicklungsphase besonders lange, weshalb auch der erste PAH 2 erst 1998 bereitgestellt werden könne.

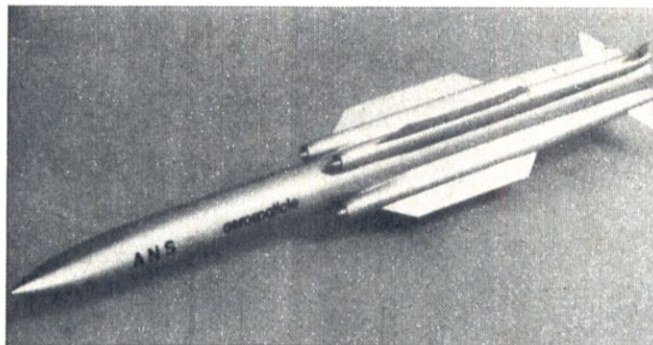
● **Ein neues Schulflugzeug** mit Düsenantrieb aus belgisch-italienischer Zusammenarbeit, der Jet Squalus, ist Ende des vergangenen Jahres auf dem Flugplatz Gosselies bei Charleroi erstmals von belgischen Militärpiloten geflogen worden. Die Maschine soll nach Angaben des Herstellers auch für zivile Zwecke verwendet werden. Die Herstellerfirma Promavia beabsichtigt, in den nächsten 20 Jahren 3000 Flugzeuge dieses Typs zu bauen. Der auf der Pariser Luftfahrtschau der Öffentlichkeit vorgestellte Jet Squalus würde dann ein ernster Konkurrent für den britischen Hawk und den Alpha-Jet werden.

● **„Grünes Licht“** für den Verkauf der mit amerikanischen Motoren ausgestatteten israelischen Kfir-Kampfflugzeuge an Kolumbien hat USA-Außenminister George Shultz gegeben. Die Einwilligung der Amerikaner wurde von der israelischen Presse als Geste des guten Willens interpretiert, nachdem Tel Aviv zur Befriedigung Washing-

tons auf den Bau seines eigenen Lavi-Kampfflugzeuges verzichtet hatte.

● **Ein Sondergipfel** der NATO-Regierungschefs solle 1988 ein neues Gesamtkonzept für die weitere Abrüstung in Europa ausarbeiten und sich in diesem Rahmen Gedanken über eine Verringerung der nuklearen Kurzstreckenwaffen machen. Das hat der stellvertretende Vorsitzende der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, Volker Rühe, vorgeschlagen. Damit stellte er sich hinter das Verlangen nach „deutlichen Reduzierungen“ der Kernwaffen, die in Europa nach der Beiseitigung der Mittelstreckenraketen noch vorhanden sein werden. Dieser „zahlenmäßige Rahmen von ungefähr 4000 Systemen darf nicht als unantastbar gelten“, betonte Rühe.

● **Einen Vertrag** in Höhe von 100 Millionen Dollar zur Unterstützung des Baues eines leichten Kampfflugzeuges für die indische Luftwaffe hat der französische Flugzeugkonzern Dassault-Breguet mit Indien abgeschlossen. Der Zeitung „Le Monde“ zufolge sollen etwa dreißig Ingenieure von Dassault die mit dem Projekt betraute India's Aeronautical Development Authority beraten. Es sei beabsichtigt, die Maschine nach Probeflügen Anfang der 90er Jahre voraussichtlich in der südindischen Industriestadt Bangalore in Produktion zu geben. Das Flugzeug soll zuerst von General Electric, später durch französische Lieferanten mit Triebwerken ausgestattet werden.



Laut „Europäische Wehrkunde“ Heft 1/87 eines der künftigen Resultate bundesdeutsch-französischer Rüstungskooperation – „ANS, ein Anti-Schiff-Flugkörper der neuen Generation (Geschwindigkeit über Mach 2, Reichweite über 180 km)“



In einem Satz

Ihre Arbeit aufnehmen werden am 1. Juli dieses Jahres die ersten drei Inspektionen der neu eingerichteten Unteroffizierschule der Bundesluftwaffe in Pinneberg-Appen, deren gesamte Neuaufstellung Ende 1993 abgeschlossen sein soll.

Adats, das Flugabwehr-Lenkwaffensystem des Schweizer Rüstungs- und Maschinenbaukonzerns Oerlikon-Bührle AG Zürich, soll den USA-Streitkräften geliefert werden, die nach Mitteilung des Unternehmens zunächst 170 der gemeinsam mit der kalifornischen Firma Martin Marietta entwickelten Waffensysteme für zwei Milliarden Dollar kaufen wollen.

Nach Mitteilung des Obersten NATO-Hauptquartiers in Brüssel ist zum stellvertretenden Befehlshaber des NATO-Kommandos Ostseeeausgänge der bisherige stellvertretende Chef des Stabes Planung und Operation bei SHAPE, Bundeswehr-Generalleutnant Lutz Moek, berufen worden, der am 1. April die Nachfolge des in den Ruhestand gehenden Generalleutnants Günther Raulf antritt.

Rafale, das neue französische Kampfflugzeug, hat weit über hundert Erprobungsflüge zur Zufriedenheit des Herstellers Dassault-Breguet absolviert und dabei im vergangenen Jahr eine Flugeschwindigkeit von Mach 2 in etwa 14 km Höhe erreicht und gehalten.

Über 300 Satelliten umkreisen seit dem Start von Sputnik 1 die Erde, wovon etwa die Hälfte militärisch genutzt würden, heißt es in einem in Cap Canaveral (USA) veröffentlichten Bericht.

Text: Walter Vogelsang
Karikatur: Ulrich Manke
Bild: Archiv

ZUM TITEL BILD



Rennschlittensportler müßte man sein. Während Leichtathleten sich die Lunge aus dem Hals rennen, Boxer drei mal drei Minuten lang Schläge aus teilen und auch zur Genüge einstecken, Gewichtheber zentnerschwere Lasten über den Kopf wuchten müssen – und was dergleichen mehr im Leistungssport dem Athleten abverlangt wird –, macht sich's der Rodler auf seinem Schlitten bequem und rutscht gemütlich die Bahn hinunter, fährt gewissermaßen

So einfach ist das!

Meint vielleicht der eine oder andere, wenn vom Rennschlittensport die Rede ist.

Oberfeldweibel Jens Müller vom Armeesportklub Vorwärts Oberhof – immerhin Vizeweltmeister von 1987 und so gut wie auf allen Rennrodelbahnen der Welt bereits einmal hinunter, „gerutscht“ – nahm mir's nicht krumm, als ich ihn derart – gewollt naiv – darauf ansprach. Eine ernsthafte Antwort oder Richtigstellung erwartete ich ohnehin nicht. Denn ich weiß es längst:

So einfach ist das nicht!

Sollte einer tatsächlich so unbedarft sein – spätestens von dem Tage an, da er einmal direkt an der Bahn steht und den Schlitten

mit hundert „Sachen“ an sich vorbei die Eisrinne hinabdonnern sieht, wird er sein vorschnelles Urteil vom bequemen Sport revidieren. Lieber nicht, mag er beim Gedanken, selbst in diesem Kurvenlabyrinth talwärts rasen zu müssen, für sich entscheiden. Und da denkt er sicher erst einmal nur daran, welche Blessuren er sich durch einen Sturz bei diesem Tempo einhandeln könnte. Ihm sei gesagt, Mut allein macht's auch noch nicht. Das ist nur eine von vielen notwendigen Eigenschaften, die einen Rennrodler der Weltklasse auszeichnen müssen. Jens Müller – obwohl erst zweiundzwanzig Jahre



LIEGEND ZUM SIEG

alt – darf sich zu den internationalen Spitzenkönnern in seiner Sportart zählen. Seit vier Jahren etwa hat er sich ganz kontinuierlich in die Weltelite gefahren: 1984 Juniorenweltmeister, 1985 Bronze bei der Weltmeisterschaft der Senioren, 1986 Zweiter der Europameisterschaft und 1987 schließlich Vizeweltmeister. Und nun, 1988, im olympischen Calgary?

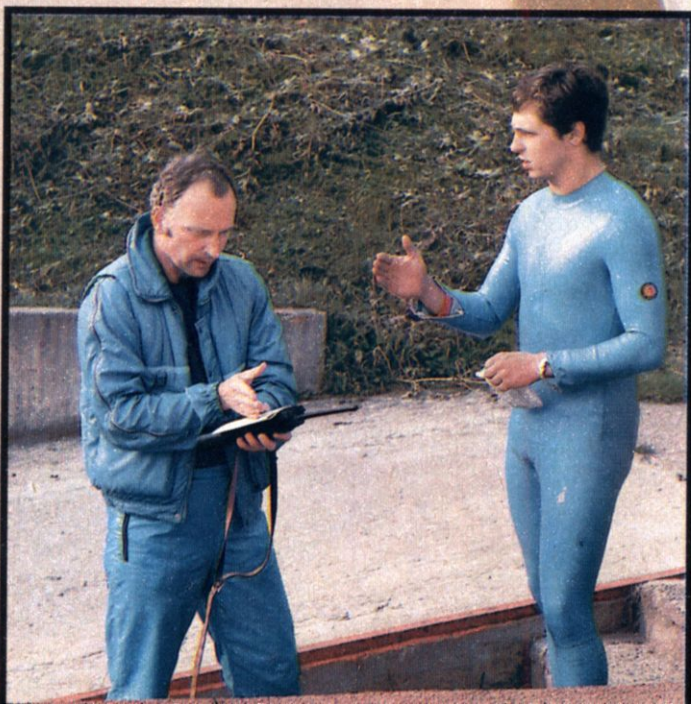
Ich fragte Major Norbert Hahn, seinen Trainer, einst selbst ein weltberühmter Athlet dieses Meisters, 1976 und 1980 mit Hans Rinn Olympiasieger im Doppelsitzer, nach den Stärken seines Schützlings. Donnerwetter, da kam einiges zusammen, und das ist nun doch noch eine ernsthafte Antwort auf die unseriösen Behauptungen am Anfang dieses Beitrages: „Das Wichtigste: Jens ist ein überaus fleißiger Trainierer, diszipliniert und zugleich bewußt, schöpferisch-mitdenkend, sommers wie winters, beim athletischen Training oder auf der Bahn. Mit den Jahren hat er sich außerdem zwei Eigenschaften er-

arbeitet, die bei der heutigen großen Leistungsdichte im internationalen Rennschlittensport von entscheidender Bedeutung für den Sieg sein können: das Gespür für die ideale Fahrlinie, das ihm dazu verhilft, auch eine ihm noch unbekannte Bahn schnell in den Griff zu bekommen, und die Nervstärke und Konzentrationsfähigkeit im Wettkampf, die ihn größere Fahrfehler vermeiden lassen.“

Eindrucksvoll unter Beweis gestellt hat er das bei den vorjährigen Weltmeisterschaften auf der Olympiabahn von Innsbruck-Igls. Die Veranstalter hatten in der Zeit zwischen dem letzten Training und dem ersten Rennlauf entgegen einem ungeschriebenen Gesetz, das das eigentlich verbietet, die Bahn noch einmal verändert – abgehobelt und superglatte gemacht. Eine ganze Reihe der Favoriten kam damit nicht zu-

Exweltmeister Michael Walter (SC Traktor Oberwiesenthal) am Start, dahinter Jens Müller.

Auswertung eines Trainingslaufes mit Verbandstrainer Walter Jentzsch



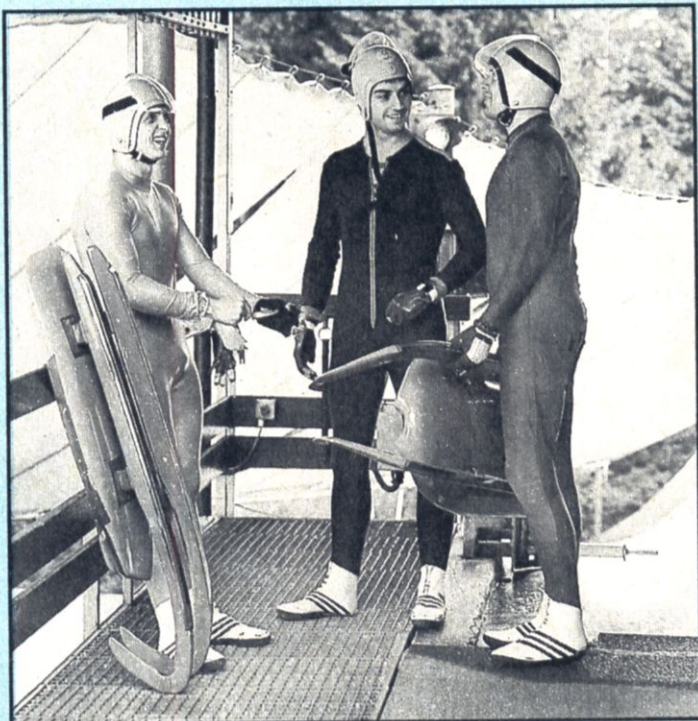
recht. Auch Michael Walter und René Friedl aus unserer Republik scheiterten. Einer von denen, die die Bahn trotzdem packten, war Jens Müller. Er wollte zwar um den Sieg kämpfen, was auch nach den Trainingszeiten durchaus real war, war aber bei dieser Konstellation am Ende mit seiner Silbermedaille, nur knapp vom einheimischen Prock geschlagen, hochzufrieden.

Bisheriger Höhepunkt einer Laufbahn, die also seit einigen Jahren gradlinig nach oben führte und noch einiges erwarten läßt. Der bereits erwähnte Hans Rinn, von vielen Experten als der bisher größte Rennrodler der Welt eingeschätzt, nun als Gerätetechniker des ASK Oberhof mit dem optimalen technischen Zustand der Schlitten befaßt und als erfahrener Rodelpilot natürlich mit wachem Kennerblick die Rennschlittenszene betrachtend, sei an dieser Stelle zitiert: „Jens war durchaus nicht das große Naturtalent, dem alles nur so zuflog. Sein heutiges Niveau hat er sich hart erarbeitet. Ich schätze vor allem seine Zuverlässigkeit, seine Ruhe und Ausgeglichenheit, im persönlichen Leben wie auch bei der Bewältigung seiner sportlichen Aufgaben. Ich glaube, vor allem durch diese Eigenschaften ist er so wettkampfstabil und leistungs-

beständig geworden.“

Genau so habe ich den jungen Genossen Jens Müller kennengelernt: nett, aufgeschlossen, klug seine Gedanken formulierend. Ich weiß es aus eigenem Erleben – Leistungssport ist wahrlich nicht nur Friede, Freude ... Da werden hohe Forderungen an

Geist und Körper gestellt. Disziplin und Einordnung, zugleich aber auch Selbstbewußtsein und Durchsetzungsvermögen werden verlangt, täglich, stündlich. Knallhart geht's manchmal zu. Jens Müller meistert das alles mit selbstverständlicher Gelassenheit. Ich glaube, Freundlichkeit dem



*Jens zeigt seine Krallen, auch in Calgary?
Jens Müller (r.) und Hans Rinn
beim Fachsimpeln
Optimistisch
in die Olympiasaison:
Jens Müller, René Friedl
und Michael Walter (v. l.)*



Leben, den Leuten gegenüber ist eine von Jens' angenehmsten Eigenschaften.

Unser erstes Gespräch hatten wir im März 1987 während der Winterspartakiade der befreundeten Armeen in Oberhof. Der Zeitpunkt dafür war eigentlich gar nicht so günstig – zwischen zwei Rennläufen dieses internationalen Wettkampfes. Nur knapp vier Stunden waren Zeit für Mittagessen, gründliche Schlittenpräparation und persönliche Vorbereitung. Aber Jens zeigte keinerlei Ungeduld oder Hektik, nur gleichbleibende Freundlichkeit und Offenheit. Erst nach einer Stunde etwa kam die höfliche aber bestimmte Trainermahnung, der Jens müsse nun doch langsam an seinen Schlitten. Das angestrebte Spartakiade-Gold erforderte das. Was der ASK-Athlet dann auch tatsächlich eroberte, vor seinem Klubkameraden René Friedl und dem sowjetischen Armeesportler Sergej Danilin. Obwohl ja bereits Vizeweltmeister, bedeutet Jens Müller dieser Sieg sehr viel: erstmals SKDA-Meister. Vier Jahre zuvor, bei der IX. Winterspartakiade, ebenfalls auf der Oberhofer Rennschlittenbahn, war er als 17-jähriger Junior noch als Spurschlitten in die Eisrinne gegangen. Dort sah er auch erstmals Sergej Danilin, den Weltmeister von 1982, der dann 1984 auch noch Olympiadritter und 1985 Vizeweltmeister wurde. Ihn erkor sich Jens wegen seiner „idealen, runden und flachen Fahrweise“ zum Vorbild. Hier in Oberhof '87 besiegte er ihn nun.

„Rund und flach“ – das müßte wohl noch etwas näher erläutert werden. Damit komme ich auch noch einmal auf den „liegenden“ Rodler zurück. Erinnern wir uns: Thomas Köhler, heute Vizepräsident des DTSB der DDR, fuhr bei seinen Olympiasiegen 1964 und 1968 fast noch im Sitzen, heute liegen die Rennschlittensportler in ihren einteiligen windschlüpfrigen Kunstfaseranzügen flach wie ein Brett auf dem Schlitten. Je geringer der Luftwiderstand, um so höher das Tempo – es geht ja um Hundertstelsekunden. Wo

man die Bahn aus dem Effeff kennt und nicht riskiert, die optimale Fahrlinie zu verlassen, dort wird auch noch der Kopf so weit nach hinten genommen, daß ohne Sicht, nach Gefühl gefahren wird. Die komplizierten Kurven allerdings erfordern vollste Konzentration und einen klaren Blick auf die Bahn, um dem enormen Kurvendruck athletisch standzuhalten und in der richtigen Spur zu bleiben. Mit dem Körper wird dabei die Fahrt des Schlittens unterstützt, er wird sozusagen mit in die Kurve genommen, also rhythmisch, rund fahren, wie es die Fachleute nennen. Mancher hat's vielleicht im Fernsehen schon einmal gesehen: Der Rodler sitzt am Start mit geschlossenen Augen, verklärtm Gesicht und wiegendem Oberkörper. „Konzentrationsübung“, erklärt mir Jens Müller, „man macht im Geist bereits einmal seine ‚Fuhre‘, fühlt sich sozusagen in die Bahn hinein.“

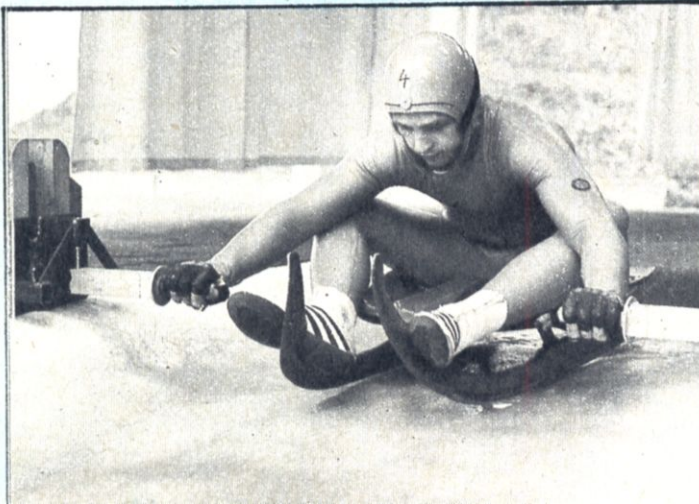
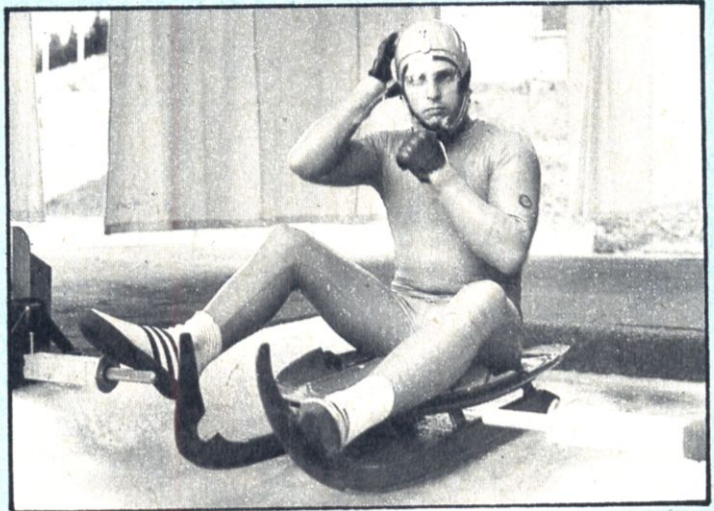
Eine Menge Erfahrung braucht man dafür schon. Jens kann nun bereits auf rund vierzehn Jahre Rennrodelpraxis bauen. Als achtjähriger Steppke begann er im traditionsreichen Nachwuchszentrum des ASK Oberhof, Ilmenau. So „rund“ allerdings wie heute lief es bei ihm nicht immer. Anfangs tat er sich sogar ausgesprochen schwer: „Im Training war ich nicht schlecht“, erinnert er sich, „aber im Wettkampf war ich meist zu aufgeregt. Ich wollte mit aller Gewalt siegen und verkrampfte! Als ich fünfzehn, sechzehn war und sich absolut kein Erfolg einstellen wollte, war ich schon drauf und dran, aufzuhö-

ren.“ Aber aufstecken entspricht nicht seinem Charakter, er biß sich doch noch durch. Er lernte mit der Zeit nicht nur seinen Schlitten zu beherrschen, sondern vor allem sich selbst. Er begriff, daß man wohl kämpfen muß, vor allem im Training, wo die Leistung vorzubereiten ist, auch im Wettkampf, wenn es gilt, nicht aufzugeben, Fahrfehler wieder auszubügeln, daß sich aber eine ideale Fahrlinie als wichtigste Siegvoraussetzung nicht erzwingen läßt. Da braucht man auch Selbstbewußtsein, innere Lockerheit. „Natürlich kämpfe ich um den Sieg“, sagt Jens Müller, „aber das darf nicht zum mich allein und ganz beherrschenden Gedanken werden. Angst lähmt immer, auch die Angst, nicht zu siegen.“ Also orientiert sich der Jens im Wettkampf ganz auf die Bahn, mit dem Ziel, seine drei „Fuhren“ optimal zu Tal zu brin-

gen. Gelingt das, meint er, kommt der Sieg oder eine gute Platzierung von allein, sozusagen als Zugabe.

Also ein perfekter Siegfahrer? Das Zeug dazu hat der Oberhofer sicherlich. Aber ganz hat es bei den großen internationalen Wettkämpfen dafür oft nicht gereicht. Das will er ändern. Noch ist er blutjung. Seine internationale Erfahrung wird mit den Jahren weiter wachsen. „Mit seinen zweiundzwanzig Jahren hat er seine Möglichkeiten durchaus noch nicht voll ausgeschöpft“, schätzt Trainer Norbert Hahn ein. „Auch ein exzellenter Fahrer, der er ohne Zweifel schon ist, kann und muß immer wieder an den Feinheiten des Fahrstils feilen.“

Für den olympischen Wettkampf dieser Tage in Calgary wird das ganz besonders notwendig sein. Dort kann sich der kleinste Fahrfehler im steilen oberen



Teil katastrophal auswirken. Das untere Teilstück, leicht zu befahren, gibt auch dem größten Fahrkünstler kaum noch die Möglichkeit, Zeit gut zu machen.

Der Armeesportler Jens Müller will auf jeden Fall dabei sein, wenn es um die Medaillen geht, und voller Selbstbewußtsein scheut er sich auch nicht, auszusprechen, daß er um Gold kämpfen will.

Text: Günther Wirth
Bild: Manfred Uhlenschut



Bild: Steffen Billhardt

Schulterklappen



Marschall
der Sowjetunion



Flottenadmiral
der Sowjetunion



Hauptmarschall
der Artillerie



Hauptmarschall
der Panzertruppen
(für Uniformmantel)



Hauptmarschall
der Luftstreit-
kräfte



Flottenadmiral
(für Uniform-
mantel)



Admiral-Ingenieur
(Technischer
Dienst)



Generaloberst
(Justiz)



Generaloberst-
Ingenieur
(Technischer Dienst)
der Seekriegs-
flotte



Oberst



Kapitän
1. Ranges



Oberst-
Ingenieur



Hauptmann



Hauptmann



Kapitänleutnant



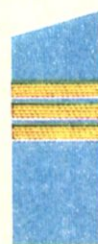
Hauptmann-
Ingenieur



Oberleutnant-
Ingenieur der
Seekriegsflotte
(außer Borddienst-
stellungen)



Leutnant des
Veterinärndienstes
der Seekriegs-
flotte



Sergeant¹⁾



Starschina¹⁾



Obersergeant¹⁾



Sergeant¹⁾



Starschina²⁾



Obersergeant²⁾

und Schulterstücke



Marschall
der
Artillerie



Marschall
der
Panzertruppen



Marschall
der
Luftstreitkräfte



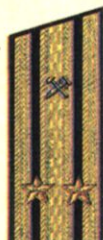
Marschall
der
Pioniertruppen



Generaloberst



Admiral



Kapitän
2. Ranges-
Ingenieur



Oberstleutnant



Oberstleutnant-
Ingenieur der
Luftstreitkräfte



Oberstleutnant
(für Uniform-
mantel)



Kapitän 3. Ranges
(für Uniform-
mantel)



Major des med.
Dienstes
(Seekriegsflotte)



Fähnrich
(mot.
Schützentruppen)



Fähnrich (übrige
Truppen und
Dienste der
Landstreitkräfte)



Fähnrich
(Luftstreitkräfte
und Luftlande-
truppen)



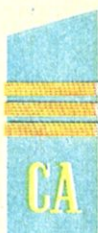
Mitschman
(„Bootsmann“ –
Fähnrichdienst-
grad der See-
kriegsflotte)



Starschina¹⁾



Obersergeant¹⁾



Sergeant²⁾



Soldat²⁾



Untersergeant



Gefreiter



Soldat

Anmerkungen
zur Auswahl
siehe „postsack“,
Seite 15

So heißt das jüngst erschienene Buch von Hermann Kant. Auf der 174., der letzten Seite, erleben wir die glückliche Heimkehr des Genossen Schleede in sein hauptstädtisches Hochhaus, wo ihn nicht nur seine Mathilde, wo ihn auch Überschaubares, Normales erwarten. Denn Freund Schleede kommt zurück von nicht eben alltäglich zu nennender Mission. Entsandt worden war er, der Leiter des Schöpferischen Büros im Ministerium, nach Budapest. Auftrag: als Repräsentant seines Staates zu wirken in einer (nur simulierten) Direktion, die eine (ebenefalls nur gedachte) Alleuropäische Kulturstiftung leiten sollte. Das klingt verheißungsvoll, wenn auch nicht von jedermann ohne weiteres begreifbar. So geht's Schleeden. Doch sein Minister erklärt ihm gern die nebelhafte Order: Schleede soll, wie wohl die anderen Repräsentanten auch, Bedenken hegen, soll „das Prinzip der hochgezogenen Augenbraue“ verkörpern. Ein Modellversuch das Ganze, ein Ding, gefügt aus lauter Unwägbarkeiten, auf die unser Vertreter geschweigt und sensibel würde reagieren müssen.

Das geht dann auch schon los beim Platznehmen im Plenarsaal des noblen Budapester Konfe-

renzgebäudes. Ganz wie ehemals in Helsinki, sitzt auch jetzt unser Mann zwischen dem Vertreter der BRD (links) und dem der USA (rechts). Mit beiden sowie mit den Damen und Herren aus den übrigen 32 Teilnehmerstaaten gerät der wackere Schleede in Berührung unterschiedlicher Intensität und Folgenschwere. Da muß er schon zeigen, wie rücksichtsvoll, einseitsvoll, taktvoll und geistvoll er sein kann, wenn der Mann vom Rheine beispielsweise zur selben Sekunde durch dieselbe Tür will wie er. Da muß er die Füße zu setzen wissen auf so spiegelglattem Parkett, wo diplomatisches Regelwerk seismographisch zu behandeln ist, z. B. bei Abstimmungen über irgendwas, wobei so gut wie nirgendwas rauskommt. Da muß er gefaßt sein auf Abseitiges, wenn beispielsweise seine Ausdeutung von Schillers „Ode an die Freude“, die für eine zu schaffende Hymne ausgewählt wurde, erbeten wird. Scheint doch Schillers zweihundertjähriger Text voll ideologischer Tücken zu stecken, nur mal „Tochter aus Elysium“ genommen. Laut Brockhaus ist Elysium ein „gesegnetes Gefilde am Westrand der Erde“, am Westrand wohl gemerkt. Ach, Schleede sieht nach wenigen Tagen sein „windiges Amt an der Donau“ nur noch als fliederfarbenen Gedanken. Und er weiß: „Der Mensch ist seinen Ideen nicht gewachsen.“

Summa summarum: „Die Summe“

Kant beschreibt uns die absurd wirkenden, hoffnungsvoll gewagten Kraftanstrengungen, die halt nötig sind, um keine Chance auszulassen, wo es letztlich um Großes, um Wichtigstes geht. Das Wort Summe bezeichnet ein Ergebnis, dessen Glieder durch Pluszeichen miteinander verbunden sind. Die Pluszeichen dieser Erzählung sind Kants sprachliche Eleganz, sein Witz, sein scharfer Blick fürs Detail und sein kräftiger Zugriff zur Satire. Kant, ein ebenso großer Künstler wie entschiedener Streiter für vernünftiges Miteinander und gegen jedwede Bedrohung von Frieden und Leben, lädt uns mit diesem schlanken Bändchen zu erheblicher Denkarbeit ein und also zu Vergnügen. „Die Summe“ erschien bei Rütten und Loening.

Von einer Jugend wird uns erzählt, von einem Stück Leben, das nur noch täglichen Überlebenskampf bedeutete. Günther Wackernagel, 1916, also mitten im ersten Weltkrieg, in Magdeburg geboren, lernt Former in einer Eisengießerei, schließt sich der so-

zialistischen Arbeiterjugend an und wird am vorletzten Tag des Jahres 1932 Mitglied der KPD. Als die Faschisten beginnen, Jagd auf Kommunisten zu machen, versteckt er sein schwarzes Mitgliedsbuch hinterm Ausguß in der Küche. Erst zehn Jahre später hält er es wieder in Händen, verschimmelt, vermodert, aber nicht gefunden von der Gestapo, die ihn gegriffen hatte. Er, der Jugendliche, hatte bei der nötigen illegalen Kleinarbeit seiner Partei geholfen. Er ist 18, als er gefangen genommen und zusammengeschlagen wird. Im Jahr der Olympischen Spiele, von den Nazis mit einem Pomp ohnegleichen aufgezogen, wird er als „Staatsverbrecher“ nach Berlin überführt. Prozeß; zwei Jahre Zuchthaus. Wegen Kassiberschlebens kriegt er dort drei Wochen Dunkelarrest, Schläge, Wasser und trocken Brot; er steht es durch, den Entlassungstag vor Augen.



Als der endlich da ist, verliest man ihm einen sogenannten Schutzhaftbefehl. Als 21jährigen sperrt man ihn ins KZ Sachsenhausen, später noch in andere KZ. Fast dreitausend Tage und Nächte muß Günther erleiden, was die Faschisten an Grausamkeit und Erniedrigung ersannen. Er wird noch Soldat eines Sonderregiments aus entliehenen „roten“ KZ-Häftlingen, wird „Muni-Esel“ einer Einheit, die in der Slowakei Partisanen aufgreifen und vernichten soll. Mit anderen gelingt ihm die Flucht zur Roten Armee. Ein sowjetischer Oberst überträgt ihm eine Aufgabe, deren Erfüllung ihn in dramatische Situationen bringt. Er überlebt den Krieg, erlebt die Befreiung. Nun will er gern Arzt werden. Doch die Partei entscheidet, Günther wird Angehöriger der Volkspolizei. Ihm wird eine leitende Funktion in der Kripo übertragen, später im Ministerium des Innern. Günther Wackernagel diente dreißig Jahre in unseren bewaffneten Organen. Seine Erinnerungen fesselten mich, weil sie ehrlich, einfach, unpathetisch berichten über das, was dieser Genosse erlebte, wie er sich und seiner Überzeugung treu blieb, auch, als es ums Leben ging. Über die Jugend dieses Arbeiters

und Kommunisten zu lesen, schärft den Blick für unsere Möglichkeiten heute. Ich würde mich freuen, wenn Ihr dieses Buch aus dem Verlag Neues Leben lesen würdet. Sein Titel: „Zehn Jahre gefangen“.

Als Günther Wackernagel in die achte Klasse ging, wurde in Berlin ein Knabe namens John Stave geboren. Der Tag war da, an dem Vater Stave das lang zurückgelegte Geld für die Fahrt zur Hebamme aus dem Küchenschrank nehmen sollte. Staves wohnten im Kietz um den Friedrichshain herum. Hier lebten arme Schlucker, Arbeitslose, armselige Nutten, kleine Ganoven inmitten rechtschaffener Proleten und Handwerker, die recht und schlecht durch die schweren Zeiten zu kommen suchten. 330 000 Arbeitslose in Berlin, eiskalt der Winter, kalt auch Stube und Küche, wo es bis 1934 kein elektrisches Licht gibt. Stave erzählt aus seiner Kindheit in jenem Teil Berlins, den die Nazis Horst-Wessel-Stadt nannten, nach dem umgebrachten Zuhälter und SA-Mann, der den brutalsten SA-Sturm Berlins führte. John ist noch kein halbes Jahr sogenannter

Pimpf, da geht der Krieg los. Der Zehnjährige hat bald die Nase voll von Hitlers Jungvolk-Gebrülle. Lieber guckt er sich zwanzigmal „Dick und Doof im Wunderland“ an. Schulzeit, Fußball an der Viehhofmauer, bis der Ernst des Lebens beginnt – die Lehre in einer miesen Hinterhofbude als Klischeeätzter. Mit seinem Zeichentalent ist damals wenig anzufangen. Berlin wird bombardiert, Freunde kommen um. Die letzten Kriegstage bleibt John im Keller. Und eines Maientags ruft jemand auf dem Hof: „Die Russen verteilen Brühe!“ Stave erzählt, wie er zur Zeitung kommt, seine ersten Geschichten schreibt, von denen inzwischen viele, viele im „Eulenspiegel“ und in Büchern erschienen sind. Erlebtes und Erlesenes, ein Stück Berlin-Geschichte und heiterbesinnliche Rückschau auf sein Leben, das ist John Staves gelungenes Buch „Stube und Küche“, erschienen natürlich im Eulenspiegel Verlag.

Von dort noch ein Buch, das nicht nur was Tolles zum Lesen, sondern auch sehr schön an-

zuschauen ist. Autor: Wilhelm Voigt. Kennt Ihr nicht? Schuster war der, ein Knastbruder mit insgesamt dreißig Jahren auf dem Buckel. Und der leistete sich ein Ding, über das nicht nur das kaiserliche Berlin, sondern die ganze Welt lachte; ein so starkes Stück, daß später danach Filme und Theaterstücke entstanden, gegenwärtig auch im Berliner Ensemble zu sehen. Dieser vom Leben nur in den Hintern getretene Voigt verschaffte sich eine komplette Gardeoffiziersuniform, Dienstgrad Hauptmann, griff sich von der Straße weg ein paar Soldaten, rückte mit denen im Rathaus von Köpenick ein, verhaftete den Bürgermeister, rief den Ausnahmezustand aus, nahm die Stadtkasse mit ein paar tausend Markern an sich und ging seiner Wege. Eine Uniform hatte genügt, das säbelrasselnde Preußen unsterblich zu blamieren! In seinem Lebensbild erzählt Wilhelm Voigt: „Wie ich der Hauptmann von Köpenick wurde“. Das ist zweiundachtzig Jahre her, aber ich wette, die Geschichte hält Euch länger wach als ein angewellter Uraltfilm aus der Röhre.

Macht's gut, was Ihr machen sollt oder wollt.

Tschüß!

Eve
Bibliothek
Kosch

Text: Karin Matthées





Kraftprobe

Die Frauen kosten uns achtzig Prozent unserer Kraft. Aber ohne sie hätten wir gar keine.

Herbert Otto

Guter Rat für jeden Soldatentag: Durchblick behalten!



Aus Wissenschaft und Forschung

Das Küssen ist eine rein anatomische Erscheinung, zu der zwei dehnbare und schwellende Lippenpaare gehören, deren elastische und empfindliche Muskeln gegeneinandergepreßt werden.

Abenteuer Schienenstrang



„Wenn der kernige Gefreite nicht gleich auf den Gang kommt, reiße ich den Reißverschluß noch zehn Zentimeter auf!“



Schon gewußt?

Man kann sich ein winterliches Feldlager auch schön träumen!

MM-Spruchwort zum Sammeln

Nichts wird so oft versehentlich geöffnet wie der Mund.

MM-Sonderlob



Dieses schöne Beispiel der Initiative „Schöner unsere Kasernen“ steigerte vielfältige Initiativen im Außenrevier.

MM-MODE-ECK



Jungs, erinnert Euch der guten langen Unterhose. Sie ist nicht nur ein körperfreundlicher Warmhalter, nein, sie bringt auch Beine hübsch zur Geltung, besonders die marschermüden.

Aus dem geistig-kulturellen Leben

„Wo gehsde dnn hin?“

„In Gihno.“

„Was gähmse dnn?“

„Quo vadis! Hassde das schon gesähn?“

„Mm.“

„Du, was heessdn das?“

„Wo gehsde dnn hin!“

„In Gihno!“

„Ä! So heessd das!“

„Nee, das heessd ‚Quo vadis!‘“

„Ich dängke, de willsd wissn, was das heessd?“

„Jah. Was hessds dnn?“

„Wo gehsde dnn hin?“

„In Gihno, du Rindvieh!“

„Nee! So hessd das!“

„Nee, das heesd ‚Quo vadis!‘“

„Jah, unn das heessd ‚Wo gehsde dnn hin?‘!“

„In Gihno, du Rindvieh!!!“

„Jjah! Unn dähr Film heessd ‚Quo vadis?‘, unn ‚Quo vadis?‘

heessd: ‚Wo gehsde dnn hin?‘“

„In Gihno!!!“

Hans Reimann



Achtung, Urlauber! Verbesserte Dienst- und Lebensbedingungen auch für Euch! Auf Schwerpunktbahnhöfen werden durch Militärstreifen kleine Überraschungen überreicht — kostenlose Wertbons für Mitropa-Brausegetränke.

MM-Schnappschuß des Monats



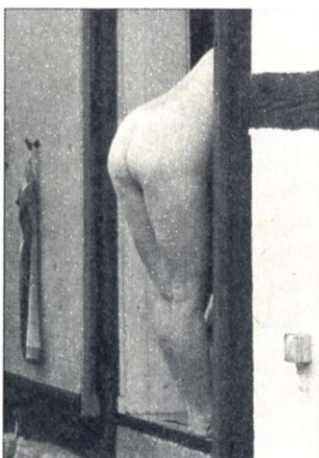
„Aufrücken, und hören Sie auf zu maulen, Soldat Fellgerber!“

MM-POP-ILLUSTRIERTE



„Mann im Mond, ich wünsche mir ...“

MM-Medizin-Minütchen



Verschenken Sie keine Gelegenheit — härten Sie sich ab. Und nutzen Sie die ersten wärmenden Sonnenstrahlen für einen schönen Teint!

Frühjahrs-müde?

Nichts macht so müde wie Nichtstun.

MM empfiehlt: drei Runden um den Platz, zwei Lieder singen, einen lieben Brief schreiben und keine einzige Zigarette mehr. Und das Ganze morgen von vorn.

Das kleinste grüne Blättchen wär mir tausendmal lieber als dieser MM-Salat!



Mit Edelweiß

Hauptfeldwebel Strohmeier aus Bad Reichenhall trägt die Bergblume stolz an seiner Uniform, und viel Öffentlichkeit nimmt er gelassen: Sämtliche Verteidigungsminister der BRD kennen seine Werkstatt, auch ein ehemaliger Bundespräsident hat dort am Klingklang von Hammer und Amboss seine Freude gefunden. Als einziger Beschlagschmiedemeister der Bundeswehr sorgt Strohmeier nämlich dafür, daß die 48 Vierbeiner der zur Gebirgsjägerbrigade 23 zählenden Tragtierkompanie 230 immer gut „zu Fuß“ sind: 27 Mulis, 18 Haflinger und drei Fjordpferde buckeln in den Bergen bis zu drei Zentner schwere Lasten, befördern Proviant und Teile der zerlegbaren 105-mm-Gebirgshaubitze. Sie wirken im Bestand der 1. Gebirgsdivision ebenso exotisch wie die Gebirgsjägerbrigade unter allen Brigaden der Bundeswehr.

Von den zwölf Divisionen des Heeres beansprucht die Gebirgs-



in Dietl's



division eine Sonderstellung. Sie sei, wie die „Süddeutsche Zeitung“ schrieb, „eine Elite, die aufs Muli setzt“. Dies freilich ist stark untertrieben.

Das Sagen hat der Leopard

Am Ende seines Besuches in der Gebirgsjägerbrigade 23 verewigte sich der greise Luis Trenker, jener Anfang der dreißiger Jahre durch „vaterländische“ Heimatfilme populär gewordene Schauspieler und Regisseur, Alpinist und Skiläufer, von seinen Bad Reichenhaller Fans in Uniform mit einem „herzlichen Muli-Heill!“ im Gästebuch. Hätte es für einen Abstecher zu einer der anderen drei Brigaden der 1. Gebirgsdivision gereicht, würde der Luis beim Abschied vielleicht ein „kerniges Leo-Heill!“ aufs Papier gesetzt haben. Weil im Divisionsbereich das Klappern der Mulihufe vom Kettengerassel der Kampfpanzer gar mächtig übertönt wird; Panzer sind dort zahlreicher als sonstwo in der Bundeswehr.

Am 1. Januar 1985 erhielt die zum II. Armeekorps gehörende

Geist

1. Gebirgsdivision mit der Heimat-schutzbrigade 56 einen vierten Truppenteil, dessen Kampfstärke der einer Panzergrenadierbrigade entspricht. Seitdem verfügt die Division – nach offiziellen Angaben – über „gut zwanzig Prozent mehr“ Kampfpanzer als ein Panzerverband. Die Behauptung von der „aufs Müli“ setzenden Elite ist also ein Schmarren; die Gebirgs-division setzt auf den „Leo“.

Mit ihren zu Beginn des vorigen Jahres vorhandenen 4895 Panzern – das Dreifache besaßen zum gleichen Zeitpunkt die USA – wahrte die Bundeswehr ihren Ruf als zweitstärkste Panzer-armee der NATO. Berücksichtigt

der Nordatlantischen Versamm-lung in Oslo: Schon aufgrund ihrer Struktur seien die NATO-Streitkräfte offensivfähig.

Und die Gebirgsdivision macht da keine Ausnahme; sie versteht es, „auch außerhalb des Gebirges zu kämpfen“. Vom 17. bis 26. September 1987 haben dies alle ihre Brigaden erneut bewie-sen – gemeinsam mit Frankreichs „Schneller Eingreiftruppe“ beim Manöver „Kecker Spatz“ im schwäbisch-bayerischen Raum. Da war nix von wegen Verteidi-gung der bayerischen Alpen. Vor wem denn auch? Doch nicht vor den neutralen Österreichern! Auch empfiehlt sich die Alpengen-gend kaum als Panzerrollbahn, und die Russen stehen nicht in Ti-rol. Aber sie und ihre Verbünde-ten nahm das II. Armee Korps aufs

Korn beim „Kecken Spatzen“. Laut „Stuttgarter Zeitung“ spielte die 4. Panzergrenadierdivision „den Angreifer aus ‚Rotland‘ ... die Verteidiger von ‚Blauland‘ stellt die 1. Gebirgsdivision“. 650 Bundeswehr-Kampfpanzer waren im Einsatz.

Diesem Manöver maß die Bun-deswehrführung besondere Be-deutung bei: als eine Demonstra-tion militärischer Schlagkraft, als Führungstraining von Demorali-sierungsoperationen gegen die Streitkräfte des Warschauer Ver-trages. Diese „von den NATO-Manövern getrennte deutsch-französische Großübung“ werde in Bonn wie in Paris – so das „Hamburger Abendblatt“ – „als Demonstration dafür angesehen, daß im Kriegsfall französische Truppen direkt an der Grenze



Bundeswehr-Gebirgsjäger ...

... mit Schützenpanzer „Marder“

man, daß mehr als die Hälfte der US-Tanks sich in Westeuropa be-finden dürften, und rechnet man die Panzerwaffe der Britischen Rheinarmee, Belgiens, der Nie-derlande und Frankreichs hinzu, steht eindeutig fest: das so gern und fleißig beschworene Defen-siv-Konzept der Nordatlantischen Allianz hat dort nicht Pate gestan-den. Dies bestätigte übrigens der außenpolitische Sprecher der SPD-Bundestagsfraktion, Karsten D. Voigt, im September 1987 vor



zum Warschauer Pakt in die Kämpfe eingreifen würden". Ganz so halbherzig äußerte sich der Kommandierende General des II. Armeekorps nicht, er unterstrich „die Wirkung von Großübungen nach außen“ als einen „ganz wesentlichen Aspekt, hier vor allem die Mitteilung an die andere Seite, zu was wir fähig und auch willens sind“. Mit der Forderung, der Truppe müsse „deutlich gemacht werden, daß es ihre Aufgabe ist, die Bundesrepublik zu verteidigen, und nicht, sie zu verwüsten“, umschrieb er geschickt das wahre Wesen der „Vorneverteidigung an der innerdeutschen Grenze zum Warschauer Pakt“.

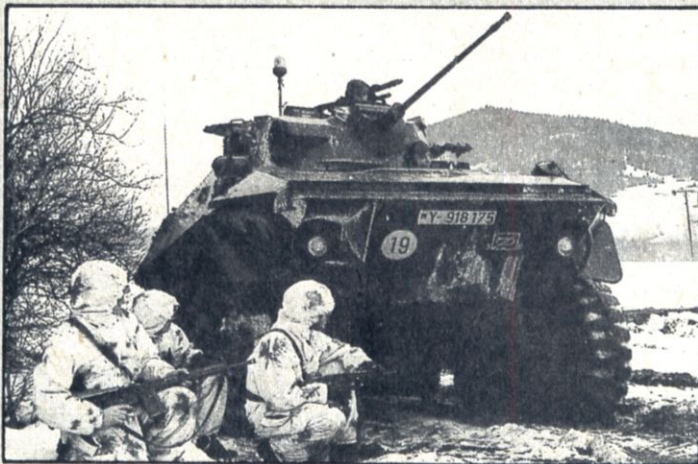
In dieser Deutlichkeit werden die Angehörigen der Gebirgsdivision erzogen und ausgebildet.

Kriegsnahe gedrillt, bis an die Zähne bewaffnet und hochmodern ausgerüstet, zeichnet diese „Elite“ blinder Gehorsam, Haß auf „den Feind“ und die irrige Vorstellung aus, in einem als führbar empfundenen Angriffskrieg siegen zu können. Generalleutnant Lange, ihr Korpskommandeur, wußte hierfür das Rezept: „Auf dem Hintergrund des Schreckens eines atomar geführten Krieges“ werde nur derjenige kämpfen, der sein Land liebe und von den Werten, für die er einstehe, überzeugt und durchdrungen sei. Eine gültige Wahrheit, deren Beherzigung jedoch dieser General und seinesgleichen nur der eigenen Truppe zuzugestehen scheint. Er verrechnet sich in „der anderen Seite“. Wie sonst ist die Aussage eines ehemaligen Kompaniechefs

des II. Korps in einem „Spiegel“-Interview zu verstehen, wonach man in Offiziersbesprechungen offen sage, „man denke darüber nach, Lübeck in Schweden zu verteidigen“? Das in Baden-Württemberg und Bayern stationierte II. Armeekorps soll natürlich nicht dem I. Armeekorps oder dessen nördlichem Nachbar die Schau stehen, sondern Bayern in Böhmen „verteidigen“: in der ersten Staffel der gefährlichsten Angriffsgruppierung des NATO-Paktes hat somit auch die 1. Gebirgsdivision bereit zu sein, tiefe Stöße in die ČSSR und den Süden der DDR zu führen. Was soll da ihre so exotisch wirkende,

... an der 105-mm-Gebirgshaubitze

... mit Spähpanzer „Luchs“



für den Einsatz im Hochgebirge besonders ausgerüstete und ausgebildete Gebirgsjägerbrigade 23 ausrichten?

Sie ist nur eine Art Firmenschild, dessen delikate Kehrseite ein Offizier vom Stab zu deuten wußte: „Ohne uns würde aus der 1. Gebirgsdivision die 8. Panzerdivision.“ Er sprach aus, was für den Mobilmachungsfall längst in Sack und Tüten ist: sieben statt der gegenwärtig sechs mit Leopard 1 und 2 ausgerüsteten Panzerdivisionen.

Fortsetzung auf Seite 82



AR traf sich
mit jungen Flugzeugführern
im Jagdfliegergeschwader
„Hermann Matern“

NACH OBEN DER WEG

Kondensstreifen am Himmel. Schneeweiße Linien, schnurgerade, geschwungen, allmählich im Blau zergehend. Von uns nicht zu sehen oder nur als blitzendes Pünktchen auszumachen – die Maschine. Wir hier unten denken, darin sitzt ein Mann, ein einsamer Mensch in der unermeßlichen Himmelsweite. Falsch. Keine Sekunde lang ist dieser Mann da oben einsam. Über eine

Distanz von zehntausend, zwölftausend Meter Höhe und zweihundert, dreihundert Kilometer Entfernung ist er in jedem Augenblick seines Fluges verbunden mit dem Boden, wird geleitet und geführt. Er sieht sie nicht, seine Genossen im Gefechtsstand, aber er hört sie, ihre Befehle, ihre helfenden Anweisungen.

Der da oben fliegt, wird von vielen gesehen und von vielen bewundert. Zu Recht. Wer es geschafft hat, Flugzeug-

führer zu werden, hat nicht nur bewiesen, daß er ein ganzer Kerl ist, mutig, sportlich, hart im Nehmen. Er hat auch bewiesen, daß er enorm lernen kann, um ein so hochqualifizierter Spezialist zu werden und ein Jagdflugzeug zu beherrschen. Aber das reicht nicht. Jagdflieger in unserer Armee zu sein, das ist viel mehr, als in Druckanzug und Vollhelm in ein Kampfflugzeug zu klettern, in dieser engen Kabine zu sitzen, vor sich und neben sich Dutzende Instrumente, nochmals so viele

Schalter und Kontrollfelder, in Augenhöhe die Visiereinrichtung, im Rücken, am Katapultsitz, den Fallschirm für den alleräußersten Notfall, vor dem Leib den Steuerknüppel, nur Zentimeter entfernt von einigen tausend Liter Treibstoff, die immer mitfliegen. Jagdflieger zu sein, das ist viel mehr, als in gleißender Helle oder schwärzester Dunkelheit die befohlene Gefechtsaufgabe zu fliegen, som-

mers bei manchmal siebzig Grad in der Kabine einen kühlen Kopf für den Start zu behalten und bei 1500 km/h keinen einzigen Fehler zu machen da oben, wenn mit imitierten Waffen geübt oder mit realem Waffeneinsatz gehandelt wird. Auch das alles zu können, reicht noch nicht aus. Natürlich, der Vierzehn-, Fünfzehnjährige, der den Traum vom Fliegen in sich trägt, kann nicht wissen, was dieser militärische Beruf den Männern abverlangt.

Auch für Jens Hegel gab es vor zehn Jahren nur das eine – die Faszination Fliegen, in diesen technischen Wunderwerken am Himmel entlangjagen, zweimal schneller als der Schall. Der Traum hat sich erfüllt für Oberleutnant Hegel, 25 Jahre alt, 480 Flugstunden, gelernter Werkzeugmacher, verheiratet, Vater von zwei Kindern und Kommunist, seit er achtzehn war. Ursprünglich wollte er zu den Fla-Raketen; das hatte ihn gereizt. Sein Schulfreund

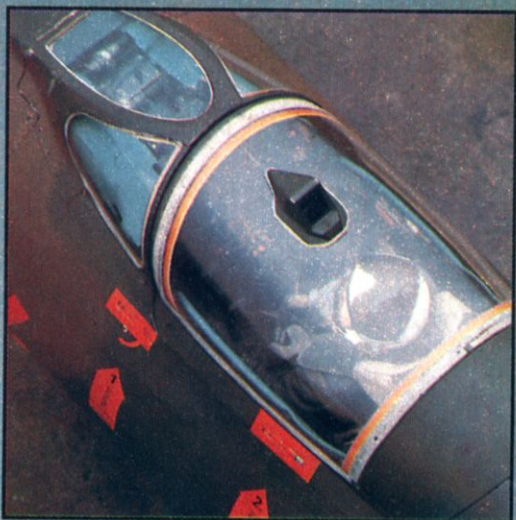
war's, der in ihm die Begeisterung fürs Fliegen weckte. Jens hatte Glück. Bei der flugmedizinischen Kontrolle, bei der jeder Bewerber von der kleinen Zehe bis zur Haarwurzel untersucht wird, fiel er nicht durch das engmaschige Netz der Mediziner. Nur drei von fünfundvierzig hoffnungsvollen Jungs durften die Ausbildung als Jagdflieger beginnen.

Erste Station: GST. Nach drei Wochen Theorie begann in der GST-Fliegerschule „Sigmund Jähn“ in Jahnstorf die fliegerische Ausbildung. „Das war eine herrliche Zeit“, sagt der Oberleutnant, „anstrengend zwar, weil wir ja alle in unseren Berufen arbeiteten und nur an den Wochenenden hinkonnten, aber aufregend, und, wie ich heute weiß, sehr nützlich. Wer bei der GST geflogen ist, hat später kaum Anpassungsprobleme, erlangt Verständnis und Gefühl für die Technik und fürs Fliegen.“ Seine ersten sechs unddreißig Flugstunden absolvierte er auf der Z-

42, einem zweisitzigen Schulflugzeug aus der ČSSR, das auch für Kunstflug geeignet ist.

Jens erwarb die Hochschulreife und wurde in die Offiziershochschule der LSK/LV für Militärlieger in Bautzen aufgenommen. Aus dem Jungentraum vom Fliegen sollte Wirklichkeit werden – Jens wurde Offiziersschüler. Schon im ersten Studienjahr begann dort die fliegerische Ausbildung, jetzt auf der L-39. „Die Theorie war härter, das Stu-

dium in so vielen Fächern. Flugzeugtechnik, Steuer- und Waffentechnik, Aerodynamik, Navigation, Meteorologie, Russisch als Kommandosprache, Dienstvorschriften, gesellschaftswissenschaftliche Ausbildung und die militärische natürlich auch, das gehört ja alles dazu. Schon damals schob ich die Illusion vom Nur-Fliegen weit von mir weg und begann zu begreifen, wieviel mehr von uns erwartet wird“, erinnert sich Jens. „Regelrecht



nervenerfetzend war jedes Jahr die flugmedizinische Kontrolle unserer Tauglichkeit. Wir hatten alle Fracksausen, wenn es zu den Ärzten ging. Eine winzige Kleinigkeit genügt ja, und Schluß ist mit dem Fliegen. Ausgerechnet meinem Freund, der mich zur Fliegerrei gebracht hat, erging es so. Wegen zu hohem Blutdruck wurde er für untauglich befunden. Das war sehr bitter. Natürlich ist er trotzdem Offizier geworden und geblieben. Das ist doch klar."

Das ist dem Oberleutnant heute klar. Damals zählte für ihn wie wohl für jeden künftigen Flugzeugführer vor allem eines – fliegen.

1985 wurde Jens Hegel zum Leutnant ernannt. Mit einer Eins in der fliegerischen und einer Zwei in der theoretischen Ausbildung auf sei-

nem Zeugnis kam er ins Jagdfliegergeschwader „Hermann Matern“. Jens: „Wir wurden hier aufgenommen nicht als grüne Bengels, sondern als junge Offiziere und Flugzeugführer mit der Leistungsklasse III. Wir wurden geachtet, aber auch gleich voll gefordert. An der OHS hatten wir ja gewissermaßen immer noch Vater und Mutter in der Staffel. Da war immer ein Fluglehrer oder ein anderer erfahrener Genosse neben uns und half. Geholfen wurde und wird uns natürlich auch hier. Fliegen können ist das eine. Aber letztendlich kommt es darauf an, die Maschine als Waffe zu beherrschen, die verschiedenen Waffensysteme, mit denen sie ausgerüstet ist, erfolgreich einzusetzen,



unter allen Bedingungen. Darin besteht der Sinn unseres Berufes. Nicht nur jedesmal sicher landen, sondern mit dem Jagdflugzeug kämpfen können – das ist es. Wenn wir im Diensthabenden System fliegen, sind wir praktisch im vordersten Schützengraben. Und auch für uns darf es nur eins geben – treffen mit dem ersten Schuß.“

Jens macht eine Pause, wird nachdenklich, sucht das richtige Wort: „Noch etwas anderes mußte ich verstehen lernen, den Sinn der Reihenfolge Kommunist – Offizier – Flugzeugführer. Ich diene hier als Jagdflieger. Ich bin es mit Leidenschaft und will es bleiben, solange es geht. Das kann aber eben von einem Tag zum anderen aus sein. Eine gar nicht mal dramatische gesund-

heitliche Unregelmäßigkeit, und ich steige in keine MiG mehr. Doch ich bin Offizier und werde dann an anderem Platz dienen, wie sich das gehört; auch wenn ich so einen Schlag nur schwer überwinden würde. Das geht jedem Flugzeugführer so. Aber darüber muß man sich vollkommen klar sein – wir sind vor allem Offiziere und junge Kommunisten und stehen zu unserem Wort. Daß wir Jagdflieger sein dürfen, das ist unser Glück.“

Bis jetzt hat Oberleutnant Dirk Böckmann schweigend zugehört. Er ist in manchem ein kleines Stück weiter als Jens – ein Jahr älter, siebzig Flugstunden mehr, ein Kind mehr, also Vater von dreien, und eine Leistungsklasse höher. Mit der Leistungsklasse I fliegt der Jagd-

flieger im Diensthabenden System bei Tag und Nacht und allen Wetterbedingungen. Dirks Werdegang ist dem von Jens ähnlich. Bei der Interflug hatte er Flugzeugmechaniker gelernt und wollte gern Flugkapitän werden, am liebsten auf der IL-62. Heute Havanna, morgen Peking, die Welt kennenlernen, so ungefähr. Dennoch hat er sich entschieden, zur Armee zu gehen und Jagdflieger zu werden. „Das habe ich noch keinen Augenblick bereut“, sagt Dirk. „Bei aller Härte, bei allem, wozu man sich auch mal überwinden muß, weil ja auch in unserem Beruf nicht alles Sahne ist – ich möchte nichts anderes mehr sein.“

Ich frage die beiden jungen Flugzeugführer, was sie als Härten empfinden, wo sie sich durchbeißen mußten und vielleicht noch müssen, was ihnen schwerfiel in ihren ersten beiden Berufsjahren. Ich höre Zahlen. Verhältnis 1:100. Damit ein Flugzeugführer fliegen kann, arbeiten einhundert Mann, Spezialisten vieler Fachrichtungen, Mechaniker, Techniker, Funk- und Funkmeßspezialisten, Steuermannleitoffiziere, Ärzte, Kommandeure. Hundert für einen. Ihre Arbeit ist umsonst, wenn der Flugzeugführer in der Luft Fehler macht und die Aufgabe nicht erfüllt. Darum ist das A und O die Flugvorbereitung; Fliegen beginnt am Boden; alte Weisheit.

„Wer sich am Boden mit zweihundert Prozent vorbereitet hat, erfüllt in der

Luft mit hundert Prozent“, sagt Jens. „Wir als Einzelkämpfer da oben sind die Vollstrecker der Anstrengungen vieler Kollektive. Das ist eine große Verantwortung. Wir werden ihr nur durch tadellose Flugvorbereitung gerecht. Und dazu muß man sich mitunter zwingen. Man muß eben zum hundertsten Male die taktisch-technischen Daten der Maschine durchgehen, muß sich zum wer weiß wievielten Male das ‚Handbuch Besondere Fälle‘ vornehmen, obwohl man auswendig zu wissen meint, wie man in besonderen Fällen in der Luft zu handeln hat, bei Triebwerkschaden beispielsweise oder Funkausfall. Man studiert zum x-ten Male die Dienstvorschriften, absolviert wieder und wieder das Kabibrenntraining, um jeden Handgriff wie im Schlaf, aber dennoch ganz bewußt ausführen zu können. Man übt und übt, was bei Ausfall Funkkompaß oder bei Orientierungsverlust zu tun ist. Man macht seinen Fliegertrainingssport, auch wenn man mal keine Lust dazu hat. Und das alles jedesmal vor jedem Flugtag, immer wieder, Woche für Woche“, erläutert Jens. Zwar sei dies für ihn keine Härte, sondern gehöre zum Beruf. Aber daß das Jagdfliegenleben auch so etwas wie grauen Alltag offenbaren

Fortsetzung auf Seite 69







Mot. Schützen
in der Verteidigung

Bild: Uhlenbauer

„Wir saßen wieder fest, diesmal wohl endgültig. Als hätte es auf diesen Augenblick gelauert, kletterte Zentimeter um Zentimeter steuerbords das Eis an unserer Bordwand hoch. Bald polterte die erste Scholle an Deck, drängelten die anderen hinterher. Ein komisches Gefühl ist das schon ...“

Wer vermutet, dieses Erlebnis habe Genosse Günter Matz in den Eisfeldern des Nordmeeres gehabt, der irrt. Vor Rügen war es, im „Osttief“ und noch nicht einmal im Jahrhundertwinter 1986/87, sondern zwei Jahre zuvor.

Wie der 1. Technische Offizier von der zweiten Besatzung der „Gellen“ berichtet, haben sie sich damals wieder „herausgeboxt“. Warfen sie die Schollen über Bord, die ein steifer Seitenwind übereinandergeschoben hatte, weil sich ihnen das festsitzende Schiff als Hindernis entgegenstellte; so türmten sie sich auf und fielen schließlich über die Bordwand. Eis ist schwer und durch sein Gewicht schon manchem Fahr-

EIS VOR



RÜGEN

Bergen einer wertvollen Leuchttonne. Für das Deckpersonal der „Gellen“ eine körperlich schwere und gefährliche Arbeit.

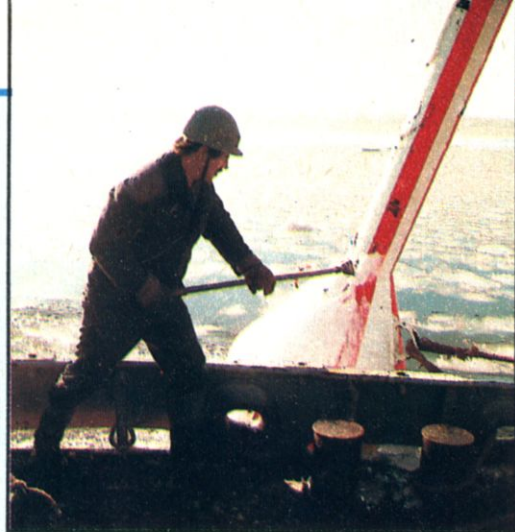
Steinhart hat der Frost über Nacht an Oberdeck der „Gellen“ das Tauwerk werden lassen. Einen Knoten kann der 1. Matrose vorerst damit nicht schlagen.



zeug zum Verhängnis geworden.

Noch weniger Chancen haben in solcher Situation die schwimmenden Seezeichen. Verankert, können sie, kommen die Eismassen in Bewegung, nicht ausweichen. Sie werden entweder losgerissen oder unter das Eis gedrückt. Nicht mehr sichtbar oder von ihrer Position gedrängt, erfüllen sie ihren Zweck nicht und führen schließlich die Seefahrer in die Irre.

Auch im Winter 1987 läßt das Eis vor Rügen – es wird oft durch Sturm und Drift aus der nördlichen Ostsee „importiert“ – nicht auf sich warten. Am 9. Januar muß die Weiße Flotte die Versorgungsfahrten einstellen. Am 13. Januar bringt ein Orkan nicht nur die Umschlagarbeiten in den Häfen zum Erliegen, er treibt auch das Eis an die Küste. Am 19. Januar muß vor Mukran die Einfahrt zum Fährhafen aufgebrochen werden. Nur neun Tage später betragen die Eisstärken vor den Seehäfen der DDR schon 20 bis 40 Zenti-



Wohl hatte der Seehydrographische Dienst der DDR (SHD) zu Beginn des Winters viele Tonnen ausgewechselt. Große gegen kleinere, die nicht so anfällig sind, ersetzt und Leuchttönen gegen nicht leuchtende, die nicht so kompliziert sind. Doch den Wegen zu den Häfen mußte die gesetzlich vorgeschriebene Kennzeich-

nung belassen werden.

Stralsund zum Beispiel ist nur über eine längere Ansteuerung durch den Greifswalder Bodden mit seinen vielen Untiefen erreichbar. Genügend tief ist es dort für grö-

meter. Auch in der westlichen Ostsee herrschen strenge Fröste. Bis zum 23. Januar steht Ostwind auf die Küste und drückt das Eis ans Land. In der Nacht zum 24. Januar dreht er auf West, frischt orkanartig auf. Nun reißt das Eis von der Küste ab und treibt weit hinaus auf See. Es nimmt alles mit, was ihm im Wege steht, oder geht darüber hinweg. Je nachdem, ob die Verankerung der Tonnen hält oder nicht, erleiden sie das eine oder andere Schicksal.



Eine Spierentonne von der Backbordseite des „Landtiefs“ wurde dreieinhalb Seemeilen östlich vom Fahrwasser aufgefunden. Sie muß zuerst vom Eis befreit werden.

Die Matrosen Kuchler und Richter haben das Grundgewicht der aufgefundenen Tonne übernommen.

Die Spierentonne wird durch die „Gellen“ in Schlepp genommen. Gut sichtbar ist, wie sich in dem vom Sturm relativ eisfrei gefegten Gebiet wieder Tellereis bildet, das bei absinkenden

Nachttemperaturen zusammenfriert.

Im Fährhafen Mukran hat sich eine Begrenzungstonne losgerissen; sie wird wieder an ihren Platz bugsirt.

Die „Gellen“ legt für eine verlorengegangene Tonne eine neue aus.

So hat das Eis, als es der Sturm vom 23. zum 24. Januar 1987 von der Küste abriß, die Tonne zur Befahrung der Einfahrt zum Fährhafen Mukran zugerichtet, obwohl sie mehrere Meter über die Wasserfläche hinausragt.

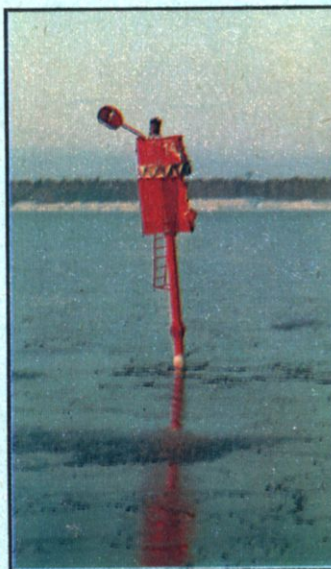


Bere Schiffe lediglich in den engen Fahrwassern, wie dem „Ost-tief“ und dem „Land-tief“. Diese Wege hat dann auch die Eisbrecherflotte der DDR aufgebrochen. Wenn nicht schon vorher, spätestens jetzt kommt das Eis in Bewegung, und je nach Windlage und Drift attackiert es die Seezeichen.

So geht auch die „Gellen“, ein großes hydrographisches Boot des SHD, in diesen Januartagen wieder in See. Fast rund um die Uhr arbeiten die beiden Besatzungen unter den Kapitänen Engelstädter und Löber. So lange sich das Schiff im Eis halten kann, bergen sie abgetriebene Tonnen, hacken eingefrorene frei und legen neue, wo einzelne Seezeichen vorerst aufgegeben werden müssen. Manchmal kämpfen die Genossen Tage um ein Seezeichen.

Nicht nur, um es zu seinem in der Seekarte festgelegten Standort zurückzubringen, sondern auch, um Volksvermögen zu erhalten. Je nach Größe und Bestimmung liegt der Wert einer Tonne zwischen 10 000 und 90 000 Mark.

Hart arbeiten beide Besatzungen, die sich im Schichtdienst wöchentlich ablösen. Wohl ist die „Gellen“ bis zu einem gewissen Grade eisgängig, doch ist es immer ein Risiko, den Tonnen „nachzujagen“. Oft muß auch außerhalb



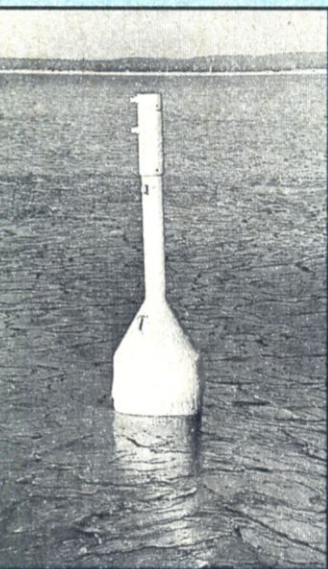
Wasser über Bord schwappt. Auch dem Schiff wird nichts geschenkt. Schnell aufeinanderfolgende Manöver belasten die Maschine. Überaus stark beansprucht das oft meterdicke Schlammeis in der aufgebrochenen Fahrwinne die Schrauben. Trotz aller Mühen müssen die Männer auch manchmal aufgeben. Sie legen dann wenigstens eine neue Tonne aus.

„Im Frühjahr fanden wir dann an einigen Stellen sogar drei. Doch besser als gar keine“, sagt Bootsmann Beuthen. „Jedenfalls war ein sicheres Navigieren vor Rügen immer möglich. Da holen wir die überzähligen Tonnen auch gern wieder raus!“

„Ja, wir haben den wohl bisher schwersten Winter gut überstanden“, erwidert Genosse Matz für die 2. Schicht. „Sicher auch deshalb, weil wir uns auf das Eis vorbe-



des Fahrwassers, dort, wo eben Untiefen lauern, manövriert werden. Gelingt es, an die Seezeichen heranzukommen, sind sie erst freizuhacken und von ihren schweren Eispanzern zu befreien, damit sie vom Kran auch gehoben werden können. Das ist nur mit Spitzhacke und der entsprechenden Muskelkraft möglich. Oft ist dazu auf die vereisten Tonnen zu klettern. Aber auch das Arbeitsdeck gleicht einer Eisbahn, weil durch die Schiffmanöver und Seegang



reitet haben. Vor allem durch vorbeugende planmäßige Instandsetzung an Bord. Das entsprechende Vertrauen der Schichten zueinander war in diesen technischen Fragen immer vorhanden. Man kann doch bei den Ablösungen nicht alles überprüfen; da muß man sich aufeinander verlassen können. So sind wir schon ein wenig stolz,

Ohne Radar und Echolot ist ein Manövrieren in den Eisfeldern vor der Küste nicht möglich.

Nicht allein Frost, sondern auch Wind und Strömung beeinflussen die Eisbildung. Zuerst beobachten die Seeleute Eisschlamm, danach – wie auf dem Foto – Telleris, das später zusammenfriert. Wird es aufgebrochen, bildet sich das gefährliche Scholleneis.

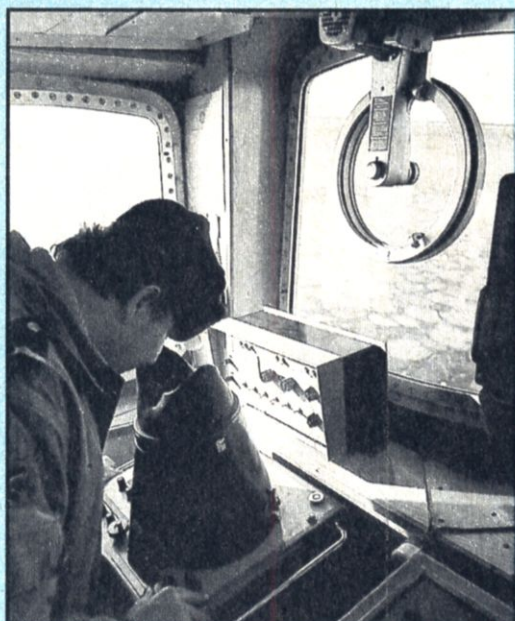
Nach getaner Arbeit in eisiger Kälte ist wohl Kaffeetrinken. Ein Teil der 1. Besatzung der „Gellen“: die Genossen

mitgeholfen zu haben, daß immer sicherer Zugang zu unseren Häfen war. Die Volkswerft konnte termingemäß mit ihren in Serie gebauten Gefrierseinertrawlern auf Seerprobung gehen, und auch auf der Linie „Wolgobalt“ konnten die sowjetischen Erzfrachter über Stralsund das Eisenhütten-

kombinat Ost ohne Unterbrechung beliefern. Angeführt von dem größten Eisbrecher der DDR „Stephan Jantzen“ fuhren diese großen Schiffe immer im Konvoi

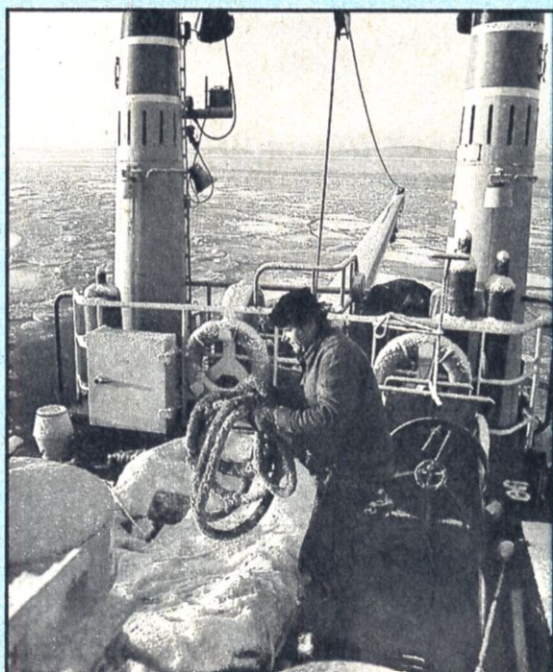
durchs Eis. Die „Jantzen“ ist recht breit, hat entsprechenden Tiefgang. Sie muß schon mit Sicherheit Mitte Fahrwasser finden. Dafür haben wir von der „Gellen“ in unserem Operationsgebiet gesorgt, egal welche Schicht gefahren ist.“

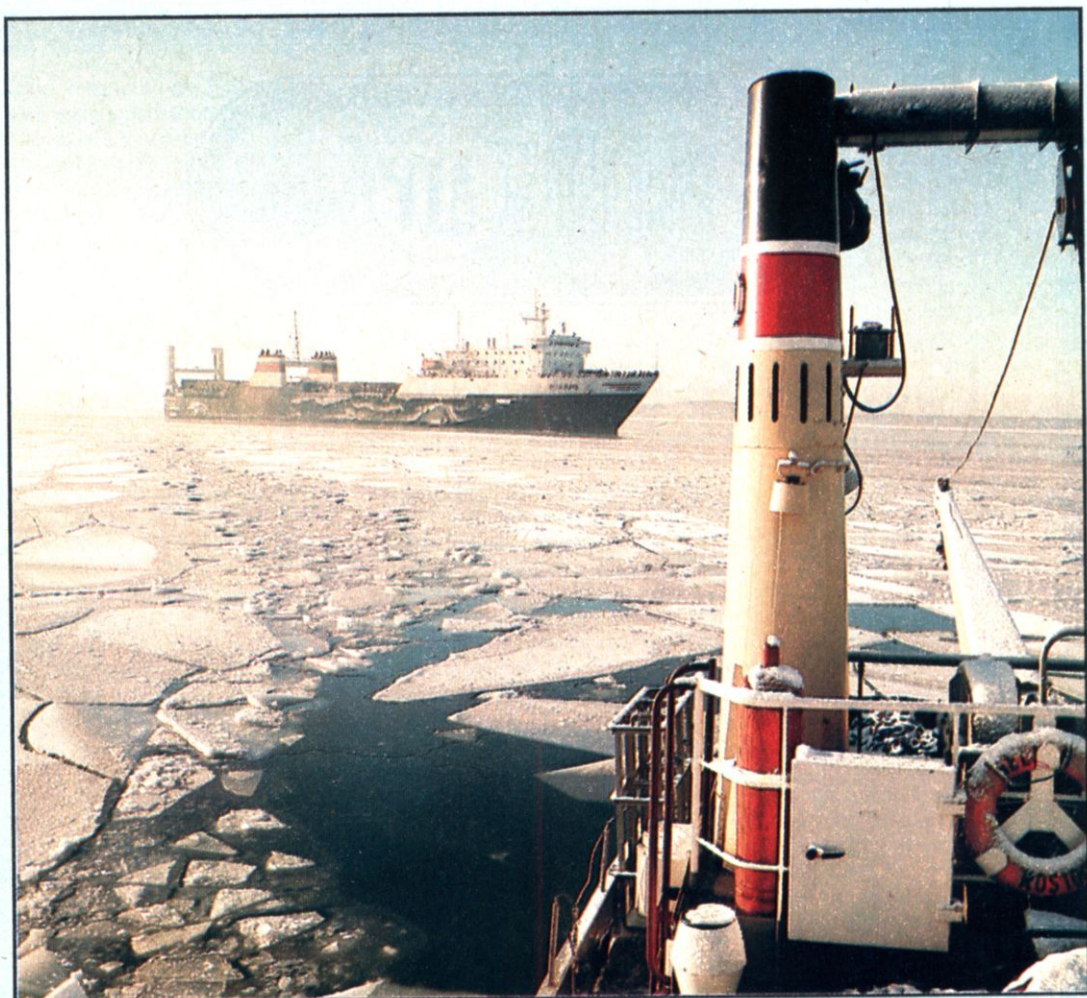
Das Eis lag 1987 vor Rügen bis weit in den März hinein. In Gemeinschaftsarbeit mit dem Wasserstraßenamt und der Eisbrecherflotte hat der SHD, als Teil der Volksmarine, mitgeholfen, daß die Seeverkehrswirtschaft und die Werften „im Plan“ blieben. Auch ihre militärischen Pflichten erfüllten die Genossen. Die Fahrwasser zu den Stützpunkten der Volksmarine waren immer offen und navigatorisch abgesichert, die fahrenden Einheiten trotz Frost und Eis einsatzfähig.



Baumann, Kuchler, Krause, Dorn und Richter.

Einfahrt der Eisenbahnfähre „Mukran“ in den mit Scholleneis bedeckten Fährhafen Mukran.





Sollte in diesen Tagen wieder Eis vor Rügen sein, werden beide Besatzungen der „Gellen“ mit gleichem Einsatz ihren Mann stehen.

*Bild und Text:
Oberstleutnant
Ernst Gebauer
2 Fotos:
Fregattenkapitän
Bernd Küttner*

Feuertaufe bei Pskow und Narwa

Man schreibt den 21. Februar 1918. In Pskow herrscht Alarmstimmung. Truppen des deutschen Imperialismus wälzen sich anscheinend unaufhaltsam von Westen und Südwesten heran. Der stürmische Februarwind treibt den Rauch brennender Militärdicks durch die Stadt. Soldaten der ehemaligen zaristischen Armee füllen den Bahnhof und die Straßen; demoralisiert, drängen sie panikartig zurück. Hier und da kleine Abteilungen der Roten Garde, kampfbereit, aber verlorenen Häuflein gleichend. Pskow scheint wehrlos, und von hier sind es nur noch rund 300 Kilometer bis nach Petrograd. Die Hauptstadt, das revolutionäre Zentrum des wenige Wochen alten Sowjetstaates, ist unmittelbar bedroht. Wie soll man den schier übermächtigen und brutalen Feind aufhalten? Da mahnen am nächsten Morgen Plakate von Hauswänden und Anschlagssäulen: „Das sozialistische Vaterland ist in Gefahr!“

Alle, denen die Sache der Revolution am Herzen liegt, werden aufgerufen, als Freiwillige in die Rote Armee einzutreten und den jungen Arbeiter-und-Bauern-Staat zu verteidigen. Und es finden sich immer mehr, die sich nicht vom Sog des allgemeinen Rückzugs mitreißen lassen wollen. Arbeiter, Rotgardisten, Sol-

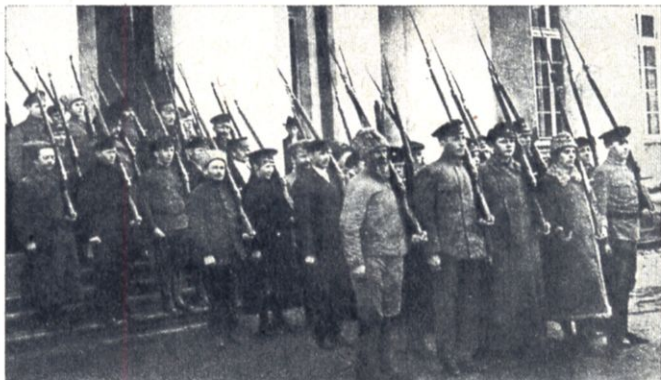
daten der alten Armee, Jugendliche und auch Frauen folgen dem Aufruf Lenins, eilen zur Meldestelle für Freiwillige der Roten Armee. Wie in Pskow beginnen sich in diesen Tagen unter der Führung der Bolschewiki überall in Sowjetrußland die Kräfte zu formieren, die bereit sind, ihr Vaterland militärisch zu schützen.

Am 18. Februar 1918 hatten 52 deutsche Divisionen die Waffenstillstandslinie überschritten. Für die Sowjetmacht besonders bedrohlich waren die konzentrisch auf Petrograd zielenden Operationsrichtungen: die von Riga und von Dwinsk aus über Pskow sowie die von Haapsalu aus über Reval und Narwa. Zunächst stießen die deutschen Truppen fast ungehindert vor. Die zerfallende alte Armee leistete kaum Widerstand und flutete regellos zurück,

und die durch Dekret vom 28. Januar 1918 verfügte Bildung der Roten-Arbeiter-und-Bauernarmee steckte in den allerersten Anfängen.

In dieser außerordentlich ernsten Situation rief die Sowjetregierung am 21. Februar das Volk auf, alle Kräfte und Mittel zur Rettung der sozialistischen Heimat zu mobilisieren. Obwohl das russische Volk zutiefst kriegsmüde war und von der Sowjetmacht den Frieden erwartete, begriff es in seiner Mehrheit: Der durch die deutschen Imperialisten aufgezwungene Krieg trug einen anderen Charakter als zur Zeit des Zaren oder der bürgerlichen Provisorischen Regierung.

Tatsächlich betrieb der sowjetische Staat unter der Führung Lenins vom ersten Tag seiner Existenz an eine aktive Friedenspolitik. Das „Dekret über den Frie-



den“ verurteilte die Fortsetzung des imperialistischen Krieges als das größte Verbrechen an der Menschheit; es schlug allen Völkern und Regierungen der kriegführenden Länder vor, die Kampfhandlungen einzustellen und sofortige Verhandlungen über den Abschluß eines demokratischen Friedens ohne Annexionen und Kontributionen aufzunehmen. Hoffnungsvoll begrüßte die Mehrheit der Völker diesen Friedensappell. Dagegen begannen die Militärs und Poli-

ker der imperialistischen Koalitionen, die den Krieg zur Durchsetzung monopolistischer Ziele fortsetzen wollten, Pläne zum Sturz der Sowjetmacht zu schmieden. Entsprechend der strategischen Lage gingen sie jedoch verschiedenartig vor.

Die Regierungen Frankreichs, Englands und der USA lehnten die Anerkennung der Sowjetregierung sowie allgemeine Friedensverhandlungen ab. Durch eine bewaffnete Intervention wollten sie die Sowjetmacht in

Rußland stürzen. Hingegen die offiziellen Vertreter des deutschen Kaiserreichs und Österreich-Ungarns schlossen einen Waffenstillstand mit Sowjetrußland. Während der noch im Dezember 1917 in Brest-Litowsk beginnenden Friedensverhandlungen traten jedoch die wahren Absichten der deutschen Imperialisten immer deutlicher zutage: militärische Entlastung an



◀ Angehörige der Roten Garde

▲ Ausbildung von Arbeitern für die Rote Armee

▲ Kämpfer der Roten Armee auf dem Marsch zur Front bei Narwa

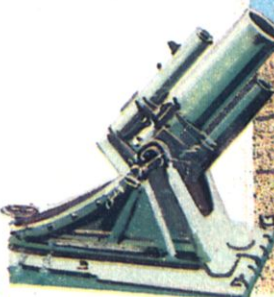
der Ostfront zur verstärkten Fortführung des Krieges im Westen und gleichzeitige Verwirklichung eines weitreichenden Expansionsprogramms im Osten. Polen, Litauen, die Ukraine, Teile Belorusslands, Lettlands und Estlands sollten in den Machtbereich des deutschen Imperialismus fallen.

Lenin hatte der sowjetischen Delegation angesichts der räuberischen deutschen Forderungen anfänglich zu einer hinhaltenden Verhandlungstaktik geraten. Als aber die deutsche Seite mit Wiederaufnahme der Kampfhandlungen drohte, forderte er entschei-

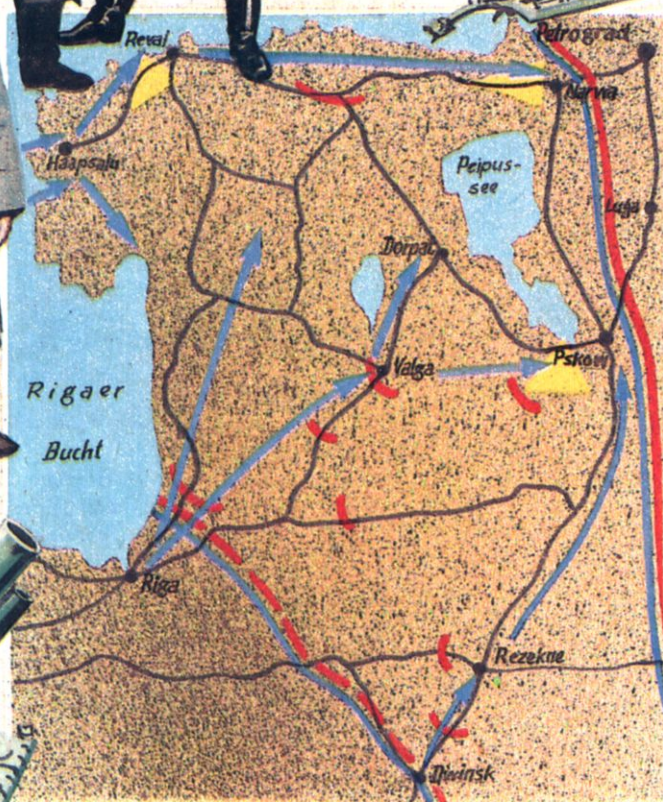
75-mm-Feldkanone 1916

Kaiserliche deutsche Truppen

sMG
Bergmann
Mod. 15,
Kal. 7,9 mm



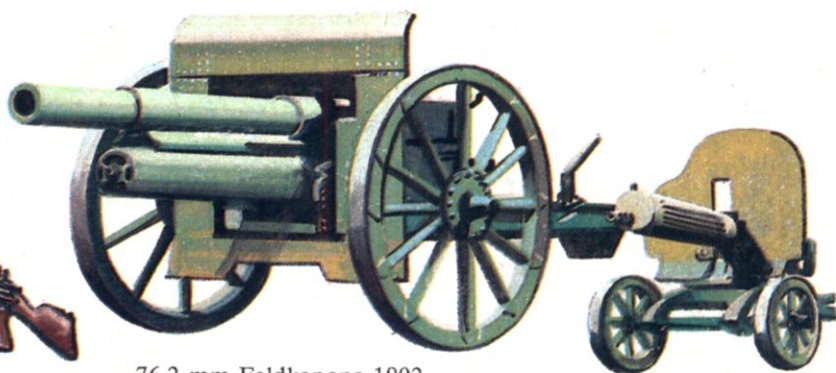
250-mm-
Minenwerfer 1916



-  Eisenbahnlinien
-  Frontverlauf am 18. Februar 1918
-  Operationsrichtung der deutschen Truppen
-  Frontverlauf nach dem März 1918
-  Abteilungen der Roten Armee
-  Bedeutende Abwehrkämpfe der Roten Armee

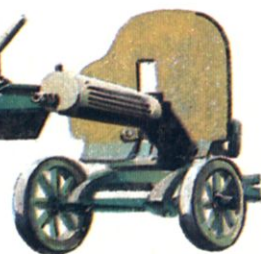


Kämpfer der Roten Armee



IMG Lewis 15,
Kal. 7,7 mm

76,2-mm-Feldkanone 1902



sMG Maxim 1910,
Ka. 7,9 mm

Erstes Mützenemblem
der Roten Armee
(April 1918 bis April 1922)



den, den Vertrag trotz seines erpresserischen Charakters zu unterzeichnen. Infolge des Zerfalls der alten Armee müsse man vor dem hochgerüsteten Feind zeitweilig zurückweichen, um gleichzeitig eine neue Armee aufzustellen um den Sowjetstaat vor der inneren und äußeren Konterrevolution zu retten. Aber der Leiter der sowjetischen Delegation, Trotzki, verweigerte die Unterzeichnung des Friedensvertrages mit der scheinrevolutionären und desorientierenden Phrase „Weder

denken: „Glaube nicht, daß selbst die Einnahme von Petersburg genügen würde. Unterste Klassen Nährboden für Ideen der Bolschewiki.“

Am 22. und 23. Februar meldeten sich allein in Petrograd 60 000 Freiwillige. Das ermöglichte es, rasch aufgestellte Einheiten der Roten Armee an die bedrohtesten Abschnitte, namentlich nach Pskow und Narwa, zu entsenden.

Nachdem die Interventionen am 23. Februar bis vor Reval und Pskow gelangt waren, stießen sie auf immer heftigeren Wider-

stand. Das Vordringen der deutschen Truppen entlang der Bahnlinie Riga-Pskow wurde durch lettische Schützen und Rotgardisten gestört. Deshalb beschleunigten die Interventionen ihren Angriff auf Pskow über Rezekne. Vom 23. bis 25. Februar lieferte das 2. Rotarmistenregiment, verstärkt durch Eisenbahnsoldaten, Pskower Arbeiter und Soldaten der alten Armee, den Interventionen bei Pskow heftige Gefechte. Besonders erbittert wurde am 23. Februar um die am Südwestrand der Stadt gelegene Verteidigungsstellung gekämpft. Die



Krieg noch Frieden“. Das benutzten die deutschen Militaristen als willkommenen Anlaß, den Waffenstillstand zu brechen und Sowjetrußland zu überfallen. „Wir müssen nach Petersburg marschieren“, war die Forderung des Ersten Generalquartiermeisters Ludendorff. Und auch Staatssekretär Kühlmann erklärte: „Revolutionärer Seuchenerd muß ausgetreten werden mit Waffengewalt.“ In ausnahmsweise richtiger Einschätzung der politisch-moralischen Situation kamen ihm jedoch zugleich Be-



deutschen Truppen, die nach Pskow durchzustößen versuchten, wurden trotz ihrer beträchtlichen Überlegenheit nicht nur aufgehalten, sondern zeitweilig zurückgeworfen. Dank heldenmütigen Kampfes errangen die Rotarmisten des 2. Regiments ihren ersten Sieg. Zwar vermochten die Deutschen Pskow am 25. Februar zu besetzen, aber ihr weiteres Vordringen auf Petrograd wurde erschwert und somit verzögert, es war Zeit gewonnen.

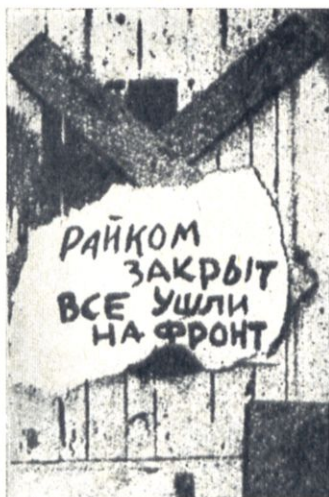
Auch in der zweiten wichtigen Operationsrichtung, die entlang der Eisenbahnlinie Reval-Narwa führte, erlangten die Interventen nicht die erhofften schnellen Erfolge. Der örtliche Widerstand kleinerer Abteilungen der Roten Garde und Roter Matrosen verzögerte die Einnahme Revals. So wurde es möglich, Truppen, Waffen sowie fast alle im Hafen liegenden Kriegsschiffe dem feindlichen Zugriff zu entziehen. Nachdem die deutschen Truppen die

Stadt am 25. Februar besetzt hatten, forcierten sie ihren Angriff auf das nur 120 Kilometer vor Petrograd gelegene Narwa. Jetzt entwickelte sich vor allem ein Kampf um Bahnstationen, in dem sich Abteilungen der Roten Armee, unterstützt von Putilow-Arbeitern, Roten Matrosen und Partisanen, den deutschen Truppen immer wieder entgegenwarfen, deren Vordringen auf Petrograd hemmten und die Rückführung wertvollen eigenen Kriegsgüter ermöglichten.

Der zunehmende Widerstand der Roten Armee brachte den deutschen Militaristen die Erkenntnis, daß es nicht gelingen würde, die Sowjetmacht mit einem „kurzen Schlag“ zu beseitigen. Die politische und militärische Führung des deutschen Kaiserreiches wollte jedoch möglichst schnell Truppen für die geplante Frühjahrsoffensive im Westen freibekommen und zugleich eine „revolutionäre Infizie-

rung“ des Ostheeres vermeiden. Deshalb ging sie auf ein erneutes Friedensangebot der Sowjetregierung ein, nutzte jedoch deren Zwangslage, um ihre räuberischen Forderungen noch höher zu schrauben. Im Interesse der Erhaltung der Sowjetmacht und unter Berücksichtigung der realen militärischen Lage sprach sich Lenin entschieden für einen sofortigen Friedensabschluß aus. Der am 3. März 1918 in Brest-Litowsk unterzeichnete Friedensvertrag verschaffte trotz seiner drückenden Bedingungen dem Sowjetstaat die dringend benötigte Atempause, um den sozialistischen Aufbau in Angriff zu nehmen und zugleich die Verteidigungsfähigkeit des Landes zu erhöhen.

Für diese Pause hatte der heldenhafte Kampf der noch jungen Arbeiter-und-Bauern-Armee wesentliche Voraussetzungen geschaffen. Er hatte die deutschen Interventen gezwungen, ihren Vormarsch auf die Hauptstadt des Sowjetstaates zu stoppen. Wenn auch W. I. Lenin die gesamte Woche vom 18. bis 24. Februar 1918 als „einen der größten historischen Wendepunkte in der Geschichte der Revolution“ bezeichnete, so ragt doch der 23. Februar heraus; der Tag, an dem die Rote Armee in entscheidenden Abwehrkämpfen ihre Feuertaufe erhielt und an dem der Zustrom in die Rote Armee Massencharakter annahm. Deshalb beschloß die Sowjetregierung im Jahre 1919, alljährlich den 23. Februar als Tag der Gründung der Roten Armee zu begehen.



◀ Vor Pskow, Februar 1918

◀ Unterzeichnung des Friedensvertrages von Brest-Litowsk

▲ „Rayonkomitee geschlossen, alle sind an der Front“

▲ Aufruf des Rates der Volkskommissare vom 21. 2. 1918

Text: Dr. Karl Schmiedel

Bild: Archiv

Illustration: Heinz Rode



Über zahlreiche Vorschläge der Sowjetunion und vieler anderer Staaten und Bewegungen zum Verbot und zur Beseitigung aller Massenvernichtungswaffen lesen wir fast täglich in den Zeitungen, erfahren aus Rundfunk und Fernsehen davon. Die UdSSR gehörte zu den ersten Staaten, die 1925 dem Genfer Protokoll beitrug, das die Anwendung chemischer und bakteriologischer Waffen verbietet. Erst vor wenigen Monaten hat sie in Schichany vor der internationalen Öffentlichkeit auch die Möglichkeiten der Beseitigung chemischer Waffen demonstriert. Solange jedoch noch Massenvernichtungswaffen existieren, umfassende völkerrechtlich verbindliche Verträge ausstehen, bleibt die Kernstrahlungs-, chemische und biologische Beobachtung als Bestandteil der Aufklärung eine der wichtigsten Maßnahmen zum Schutz der Truppen. Gruppenführer dafür werden auf Militärtechnischen Schulen und in Ausbildungszentren der NVA herangebildet. Sie müssen in ihren Einheiten den Einsatz von Massenvernichtungswaffen durch den Gegner rechtzeitig feststellen, die eigenen Truppen warnen sowie den vorgesetzten Stäben Angaben über die Lage übermitteln können. Einer, der mithilft, daß die Unteroffizierschüler auf diesem Spezialgebiet eine solide Ausbildung erhalten, ist Genosse Schieferdecker:



Ein rühriger Stabsfeld

„Genosse Oberstleutnant, Sie sind doch von der Armeerschule“, spricht mich auf der Objektstraße im Ausbildungszentrum „Paul Fröhlich“ ein schlanker schwarzhaariger Stabsfeldwebel an. Und er legt gleich los: er habe da etwas, was sicher auch die AR-Leser interessieren könnte. Und ob ich mir nicht mal seine Perle ansehen wolle, fragt er mit unverkennbar erzgebirgischem Dialekt. Daß er Schieferdecker heißt, Andreas mit Vornamen, Jahrgang 58 sei, erzählt er

mir auf dem Weg zum Lehrgebäude. Der in Reinsdorf bei Zwickau geborene Baufacharbeiter ist seit zehn Jahren Berufsunteroffizier. „Weil mich hauptsächlich die Technik interessiert hat. Und die gibt's ja bei der Armee in ausreichender Menge. Je größer, desto besser.“

So erwarte ich also, eine großtechnische Anlage oder ähnliches zu sehen, oder wenigstens das Modell einer solchen. Was anderes sollte ein Zugführer, dessen Truppe die Ausbildung technisch

sicherstellt, wohl sonst vorführen wollen? Aber weit gefehlt.

Hinter der mit Gittern versperrten Tür im zweiten Stock stehe ich auf einmal vor dem Relief eines Übungsgeländes mit allerlei taktischen Zeichen darauf. Ungefähr Teppichgröße, erfasse ich mit einem kurzen Blick. „Alles Handarbeit, meine“, weist der Stabsfeldwebel auf das die Mitte des Raumes ausfüllende Viereck, wahrlich der Blickfang im Kabinett für die Ausbildung künftiger Gruppenführer für Kern- und chemische Aufklärung.

Als Neuerervereinbarung habe er seinerzeit den Bau und die Einrichtung des Kabinetts übernommen. Allerdings, was er sich da „aufgehalst“ hatte, sollte sich erst im Nachhinein herausstellen.

„Freigestellt wurde ich ja dafür. Aber das war's dann auch. Anfangs hatte ich nichts als einen Bleistift und ein Stück Papier. Damit bin ich raus in unser Übungsgelände, habe aufgemalt, was ich sah, diese Skizze dann auf die Wandtafel übertragen und da-

nach das Gelände gestaltet. Aus Zeitungs- und Velourpapier, Leim, Farbe und Modelleisenbahnzubehör.“ Das, was dabei herauskam, nämlich der „Sandkasten“, konnten inzwischen schon zig Unteroffizierschüler nutzen. Und die Vorgesetzten errechneten, daß die Übungen im Kabinett rund 50 Prozent der Zeit für Geländeausbildung einsparen helfen. Denn der Kasten ist nicht das einzige, was hier zu zeit- und kraftstoffsparender Ausbildung beiträgt. Rings an den Wänden angebracht sind alle Arbeitsmittel, mit denen Soldaten und Unteroffiziere in ihren speziell für die KC-Aufklärung ausgerüsteten Kraftfahrzeugen und Schützenpanzerwagen zu tun haben. Weitestgehend wie im Originalfahrzeug sind sie angeordnet, an jedem der zehn Arbeitsplätze. Da gibt es verschiedene Kampfstoffanzeiger für den Nachweis und zur Bestimmung chemischer Kampfstoffe in der Luft, am Boden, auf der Haut,

auf der Kampftechnik oder anderen Materialien. Auch finden sich dort beispielsweise mehrere RWA 72K, Geräte zur Kernstrahlungswarnung, -aufklärung und -kontrolle.

Dies alles nach gut überlegten Vorstellungen einzurichten und für eine effektive Ausbildung nutzbar zu machen, daran hat Andreas Schieferdecker ein gerüttelt Maß Anteil. Leider gebe es aber in fast jedem Lehrgang auch Unteroffizierschüler, die in dem Kabinett nicht gleich das Ausbildungsgerät sehen, sondern eher ein Spielzeug. „Wenn ich da ab und zu den Sandkasten sehe, tut es mir richtig weh. Weil ich eben weiß, wieviel Arbeit drin steckt, wieviel Stunden, Tage und Nächte nicht nur ich daran geknobelt, gebastelt und gebaut habe.“ Wer also will es ihm verdenken, wenn er für das Kabinett, seine „Perle“, Reklame



macht: „Möglicherweise können sich andere noch was abgucken!“

Stolz auf das Geschaffte, aber auch Verantwortungsgefühl für dessen Erhaltung, das sind mit Sicherheit zwei von einer ganzen Reihe Gründen, die den Stabsfeldbewogen, sich „Nachschlag“ zu holen. Denn die zehn Jahre, zu denen er sich seinerzeit verpflichtet hatte, sind inzwischen abgelaufen. „Warum sollte ich gerade jetzt die Uniform ausziehen, wo ich doch hier gebraucht werde.“

Verlaß sei auf ihn und rührig wäre der Stabsfeldwebel, sagen die Offiziere in der Fachrichtung. Immer sei er da, wenn man ihn brauche. Schließlich zeichnet er für die technische Einsatzbereitschaft von rund 20 Fahrzeugen verantwortlich. Muß er dafür sorgen, daß alle für die Ausbildung benötigte Technik immer zur befohlenen Zeit am richtigen Ort steht. „Wenn die Truppe um fünf geweckt wird, bin ich spätestens halb sechs da, im Fahrzeugpark.“

Wenn die Technik in Betrieb genommen wird, das Marschband aufgestellt, also die Reihenfolge der Fahrzeuge in der Kolonne festgelegt wird, wir dann im Ausbildungsgelände die Stellungen beziehen, da möchte man als Zugführer schon dabei sein. Und abends natürlich auch, bei der technischen Wartung.“ In solchen Fällen bestimmt für Genossen Schieferdecker nicht die Uhr den Dienstschluß. „Ehe nach einem Großeinsatz alles gewaschen und betankt ist und wieder in der Halle steht, das dauert eben schon seine Zeit. Bei so vielen Fahrzeugen.“ Erst wenn die Hallentore geschlossen werden, macht er Feierabend. Aber nicht nur darin ist er seinen Unterstellten Vorbild. Fast alle Technik, die im Ausbildungszentrum existiert, ob Basisfahrzeug oder Spezialtechnik, vom KRAZ bis zum Ural oder vom Kran bis zum Schützenpanzer, darf der Stabsfeldwebel führen und bedienen. Mehrere Seiten füllen die Bestätigungen in seinem Wehrdienstausweis. „Hat

zwar ganz schön lange gedauert, bis ich alles zusammen hatte. Aber schließlich habe ich es doch geschafft.“ Er sei nun mal ein unverbesserlicher „Technikfetischist“.

„Das kommt von klein auf. Ich war als Kind schon so'n Kunde. Wenn draußen ein Motor gerätert hat, und die Mutter hat gesagt, hol' einen Eimer Kohlen, bin ich zum Motor gelaufen, um zu sehen, was sich da bewegt und dreht. Als Dreijähriger bin ich auf dem Bau mal auf einer Dampfwalze mitgefahren. Hat das Spaß gemacht! Hauptsache, es hat sich was gedreht, was bewegt – das war meine Welt.“

So war es vor gut 25 Jahren, und so ist es bis heute geblieben. Aber längst schaut Andreas Schieferdecker nicht mehr stauend zu, wenn sich etwas dreht. Er sorgt dafür, daß sich seine Technik bewegt. Und nicht nur die.

*Text: Oberstleutnant
Ulrich Fink*

*Bild: Oberstleutnant
Ernst Gebauer*



bit bit bit



songs und sounds
zu dritt

Autogramm-Anschrift:
bit über Marion Schumann,
Christinenstr. 38, Berlin, 1054
Bild: Günter Gueffroy



würde, habe er sich als Jugendlicher damals nicht vorgestellt.

Dirk verweist auf andere Erfahrungen, die er auch nicht ins Schokoladenfach einsortiert.

Thema Freizeit. Selbst bei geschicktesten und gerechtesten Organisation und Planung des Dienstes sind Einbußen an Freizeit unvermeidbar.

Hauptgrund: die Bereitschaftsdienste. Der Flugzeugführer hat zwar dienstfrei, muß aber zu

Hause jederzeit erreichbar sein, wenn es die militärische Situation erfordert. Da bleibt unterm Strich wenig wirkliche Freizeit, wo man mit der Frau und den Kindern etwas unternehmen kann.

Und noch etwas. Jagdfliegergeschwader sind immer ein bißchen draußen, abseits von Städten, von Kinos, Theatern, Diskos, Restaurants, Geschäften, nicht selten auch abseits von den beruflichen Möglichkeiten für die Ehefrauen. Mit anderen Worten: Das Mädchen, das sich in einen solchen Burschen verliebt, ist zu so einem Mann nur zu beglückwünschen, muß aber wissen, daß sie möglicherweise ihre beruflichen Pläne nicht so ver-

wirklichen kann, wie sie sich das wünscht. Kein kleines Problem, und wenn überhaupt zu lösen, dann nur durch Liebe, Verständnis und festes Zusammenhalten.

Jens und Dirk haben solche Frauen an ihrer Seite. Und beide sagen: Wenn das Hinterland nicht in Ordnung ist, wenn es zu Hause nicht stimmt, dann kann man nicht fliegen, dann ist man nur ein halber Mensch.

Ihrem Staffelführer, Major Joachim Munkelt, können sie das sowieso nichts vormachen. Er ist selber Vater von vier Kindern, hat eine tüchtige, liebe Frau, ein Zuhause, auf das er sich jeden Tag freut. Für die beiden Oberleutnants ist Genosse Munkelt mehr als ihr Vorgesetzter. Er ist ihr Lehrer, ihr Freund, dem sie sich anvertrauen, auch wenn es nicht um Dienstliches

geht. Und er ist ihr Vorbild. Es bedeutet ihnen schon etwas, in seiner Staffel zu dienen – sechsmal in ununterbrochener Folge hat sie unter Major Munkelts Führung den Titel „Beste Einheit“ erkämpft. Die jungen Offiziere sehen in ihrem Kommandeur nicht nur den erstklassigen Jagdflieger. Er lebt ihnen auch vor, das Allerschwerste in ihrem Beruf zu erlangen – die Entschlossenheit, das Leben einzusetzen, wenn der befohlene Start einmal kein Übungsflug, sondern aufgezwungener, schrecklicher Ernst sein würde. Dieses Bereitsein gehört zu ihnen wie ihr Helm, auf dem ihr Name steht.

Schutz unseres Luftraumes, Verteidigung des Friedens und des Sozialismus, das sind große, schwere Worte. Das ist ihr Kampfauftrag, und anders ist er nicht zu nennen. Das ist der Sinn ihres oft unglaublich schweren und so geliebten Berufes – an ihrem Kampfabschnitt, in Hö-

hen von fünfzig Metern bis hinauf in die Stratosphäre, für ungestörten Frieden und für die Sicherheit von uns allen zu sorgen.

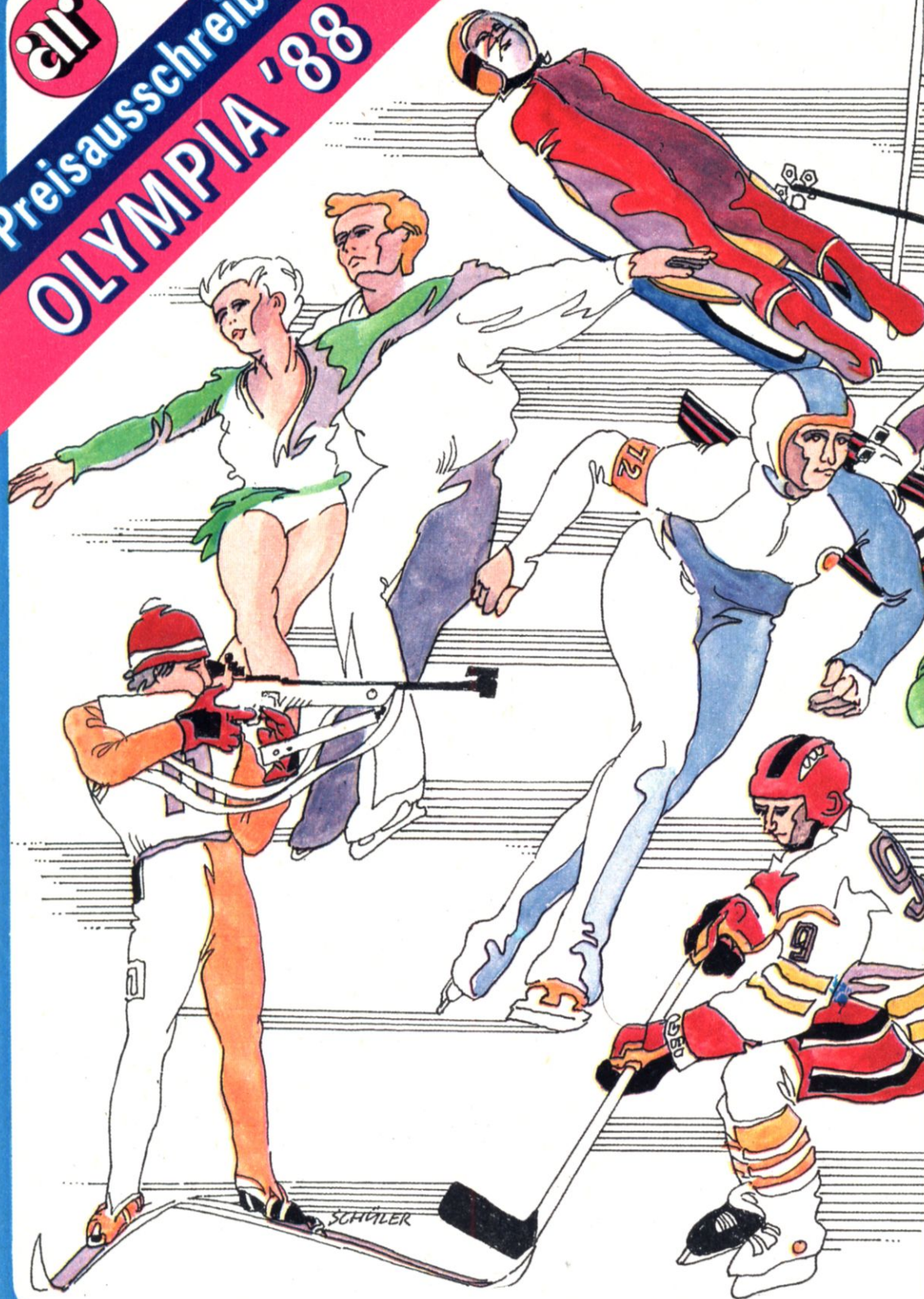
Jens und Dirk machen ihren Weg. Beide sind schon verschmolzen mit ihrem Beruf. Beide haben Söhne. Beide wären stolz, wenn ihre Söhne einst werden würden, was sie heute sind – erfolgreiche Jagdflieger, kluge, selbstbewußte Offiziere.

An Jens, Dirk und ihre Genossen wollen wir denken, wenn wir hinaufschauen zu den weißen Kondensstreifen an unserem Himmel.

*Text: Karin Matthées
Bild: Manfred Uhlenhut,
Wolfgang Fröbus (1)*



Preisausschreiben OLYMPIA '88





Vom
13. bis 28.
Februar 1988
finden im kanadi-
schen Calgary die
Wettkämpfe der XV.

Olympischen Winterspiele statt.
Zum neunten Mal gehen dabei
DDR-Sportler in die olympische Winterspur.
1956 gewann Harry Glaß in Cortina d'Ampezzo
im Skispringen Bronze und damit die
erste olympische Medaille für die DDR überhaupt.

Seitdem ist die DDR-Medaillenbilanz
auf 34mal Gold, 29mal Silber und 30mal Bronze angewachsen.

Auch inzwischen weltbekannte Armeesportler,
wie Hans Rinn, Hans-Georg Aschenbach, Margit Schumann,
Meinhardt Nehmer, Frank Ullrich, Wolfgang Hoppe,
Dietmar Schauerhammer und viele andere haben dazu beigetragen.
Und 1988? Fleißig haben sie trainiert, auch die Athleten des ASK Vorwärts Oberhof.

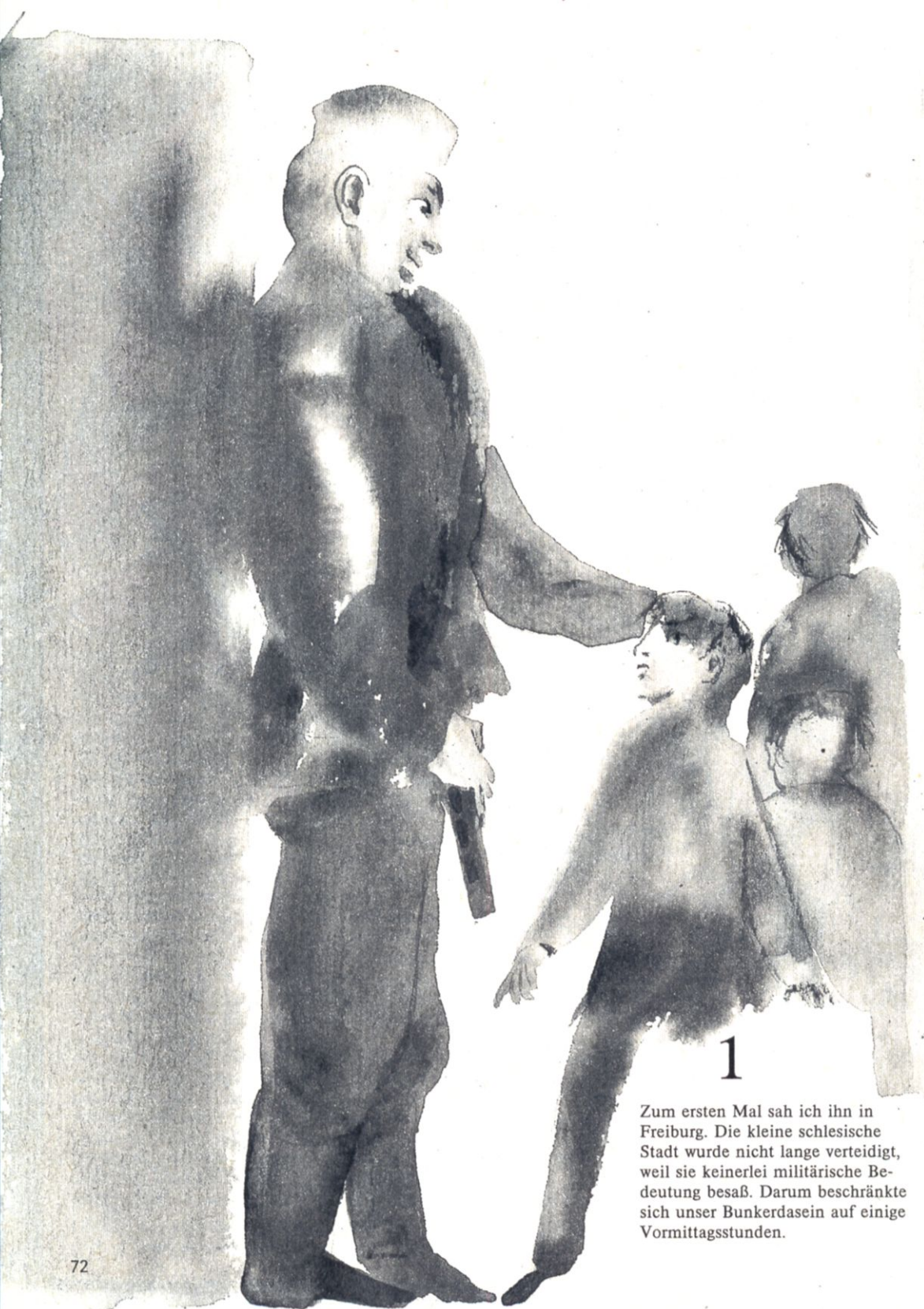
Nun gilt's in Calgary.

Die „olympische“ Aufgabe, die wir Euch heute stellen, ist gewiß leichter.

Zehn Calgary-Sportarten hat unser Zeichner Detlev Schüler
als kleine Rate-Hilfe auf diesen Seiten „verewigt“. Sechs davon stehen auch auf
dem Trainingsprogramm unserer Armee-Wintersportler des ASK Oberhof,
die Ihr herausfinden sollt. Beachtet dabei, daß sich eine der gesuchten Disziplinen
aus zwei der hier dargestellten zusammensetzt. Wir erwarten also Eure Postkarten
mit den sechs ASK-Wintersportarten bis zum 10.3.1988.

Unsere Anschrift: Redaktion Armeerundschau, PF 46130, Berlin, 1055.

Umsonst soll Euer Mühen natürlich nicht sein. Je einmal 200, 150 und 100 Mark, viermal 50
und zehnmal 20 Mark werden an die glücklichen Gewinner auf die Reise gehen.



1

Zum ersten Mal sah ich ihn in Freiburg. Die kleine schlesische Stadt wurde nicht lange verteidigt, weil sie keinerlei militärische Bedeutung besaß. Darum beschränkte sich unser Bunkerdasein auf einige Vormittagsstunden.

Der Treptower Russe

von Walter Flegel

Ein paar Minuten nach zwölf wurde das schwere Tor aufgestoßen. Die Hindenburglichter begannen zu flackern. Niemand bewegte sich. Bis auf ein paar Greise und Krüppel hockten nur Frauen und Kinder im Bunker. Am Eingang tauchte ein Russe auf. Seine Umriss zeichneten sich klar gegen das Tageslicht ab; das schlanke Käppi, ein beutelartiger Rucksack über der linken Schulter, der kloßige Lauf einer MPI, die er in der rechten Hand hielt, war zu Boden gerichtet. Aus diesem Umriss kamen ein paar Worte, hart und heiser gesprochen. „Dawaj, damoj! Nach-chaus! Dawaj!“

Erst als die Maschinenpistole in bedrohlicher Ungeduld herumgeflucht wurde, rührten wir uns.

Der Russe trat zur Seite und lehnte sich mit der linken Schulter leicht gegen die Torfüllung. Nur seine schmalen blauen Augen bewegten sich, musterten mit müder Aufmerksamkeit die Frauen, die furchtsam an ihm vorbeiblickten und hinaus huschten.

Meine Mutter trieb uns fünf mit ausgebreiteten Armen wie Hühner vor sich her. Ich lief rechts außen an dem fremden Soldaten vorbei.

Ich blickte ihn an, er mich. Sein Gesicht veränderte sich. Er lächelte nicht. Er schien sich an etwas zu erinnern. Plötzlich hob er den linken Arm. Ich spürte seine Hand auf meinem kurzgeschorenen Kopf, alle fünf Finger bis zu den Kuppen und die knotigen Ballen. Sie glitten, als ich weiterging, über den Hinterkopf bis auf meine rechte Schulter und schoben mich schließlich mit einem Klaps hinaus. Ich blickte mich nicht nach ihm um.

„Dawaj! Dawaj!“ hörte ich ihn rufen. Lauter und schärfer klang es. Und die Leute beeilten sich, als fürchteten sie, der Russe könne sein Kommando bereuen und zurücknehmen. Dann zwängten wir uns zwischen Hausmauer und Panzersperre hindurch und erreichten nach ein paar Minuten die unversehrte Wohnung.

2

Wir wohnten in einem vierstöckigen Mietshaus, das einem Spirituosenfabrikanten gehörte. In großen Remisen und Kellergewölben lagerten leere und noch gefüllte Fässer. Obwohl seit Wochen in den Räumen nicht mehr gemixt und ge-

braut worden war, roch es schon im Hausflur und besonders stark auf dem Hof nach Alkohol und Essig. In den ersten Tagen lockten diese Gerüche ganze Gruppen von Russen an. Sie probierten die Inhalte der vollen Fässer, bis sie auf Alkohol stießen. Aber sie tranken nicht sofort und nicht allein. Jedem suchten sie nach Deutschen, die vorkosten mußten. Nie habe ich erlebt, daß sie eine Frau dazu holten. Aber mein Bruder, ein langaufgeschossener Fünfzehnjähriger, war der älteste männliche Bewohner des Hauses, und er mußte ein paarmal am Tage an die Fässer. Je betrunken er wurde, um so mehr lachten sie über ihn. Nie kam er ohne Geschenk herauf. Speck gaben sie ihm, Eier, braunen Zucker, Machorka. Eines Abends fanden meine Mutter und ich ihn vorm Haus auf der Rinne steinkante sitzend. Er schaukelte den Oberkörper hin und her, lachte in einem fort, nahm immer, wenn einer vorbeiging, seine blaue Schirmmütze ab und verbeugte sich. Als auf der anderen Seite der schmalen Straße ein paar Russen herankamen, richtete sich mein Bruder auf, riß den Arm hoch und

rief: „Heil Hitler!“ Die Russen verharren. Stumm überquerten sie die Straße. Da sah ich den Treptower Russen zum zweiten Mal. Ein schmalgesichtiger junger Offizier. Er ging vor den anderen her, zog seine Pistole. Meine Mutter stellte sich vor mich und meinen Bruder und begann die Russen anzuwettern, wie ich meine Mutter noch nie hatte schimpfen hören.

„Weg da! Laßt ihn! Sperrt eure eignen Saußbolde ein. Meinen Jungen laß ich mir nicht ... Besoffen haben sie ihn gemacht, jeden Tag! Nichts im Wanst hat er, aber saufen muß er. Der kriecht mir noch.“

Mein Bruder wackelte mit dem Oberkörper, lachte und lachte.

„Holt den Schnaps weg! Oder gießt ihn aus!“ schrie meine Mutter.

Der Offizier schob die Pistole in die Tasche zurück. Erst im Keller zog er sie wieder und schoß Löcher in die Fässer. Alkolat, Essig und die klebrigen Likörressenzen flossen und rannen auf die Kellersteine, versickerten im Gulli.

Dann half der Russe uns, meinen Bruder in die Wohnung zu bringen. Dort legte er für ihn ein paar Tabletten auf den Tisch. Am Küchentisch blieb er stehen, weil er meine Briefmarken sah. Schweigend blätterte er in den Alben. Sein Gesicht verjüngte sich. Ehe er ging, nickte er mir freundlich zu.

3

In den Wochen danach sah und hörte ich viele Russen. Ihre Uniformen wurden mir vertraut, der strenge Geruch von Machorka, den sie in Tütchen aus Zeitungspapier füllten und der beim Rauchen ungeheuer qualmte. Und ihre Lieder wurden mir vertraut. Wir verstanden die Texte nicht. Nur vom Klang bestimmter Laute her gaben wir ihnen Namen. Eines hieß „Leberwurst“, und ein anderes übersetzten Ältere so: „Schon wieder eine Seele vom Alkohol gerettet.“

Wir sangen diese Lieder mit, wenn wir neben marschierenden Kolonnen durch die Stadt liefen. Häufig endeten solche Wege am Kino. Aus zwei Gründen folgten wir ihnen. Vorm Filmtheater traten sie auseinander, drehten sich und füllten Zeitungstütchen mit Machorka. Das Kommando zum Einrücken kam meistens früher, als die ungewöhnlichen Zigaretten aufgeraucht waren. Mancher von den Soldaten warf sie weg. Flink sammelten wir die Reste in Schachteln zusammen, und später verschachtelten wir den Tabak.

Wochenlang lief mehrmals am Tage der Film „Der weiße Traum“. Manchmal nahmen die Russen uns mit hinein.

Dort sah ich ihn zum dritten Mal. Er war ein blasser Sergeant, der so jung aussah wie mein Bruder. Ein paarmal saß ich im Saal neben ihm oder auf seinen Knien.

Noch heute kenne ich Lieder dieses Filmes auswendig, zum Beispiel das von der „Prager Mizzi“, die der Liebbling aller Herrn ist, oder das vom „Bunten Luftballon“.

4

Jahre später, wir waren inzwischen auf ein Dorf in der Nähe von Leipzig umgesiedelt, lehrten drei russische Offiziere mich, wie man am offenen Feuer Fisch brät. Es war Winter. Ich hatte mit einem Freund Karpfen und Schleie aus dem Eis des Stausees herausgeschlagen. Das Wasser war damals schon von Abwässern aus den nahen Gruben und Brikettfabriken verunreinigt. Hätten wir die Fische in der Pfanne gebraten, wären sie ungenießbar gewesen. Die Offiziere, mit Angelzeug ausgerüstet, schufen eine winterliche Raststelle, brachten das Holz mit Hilfe von Sprit rasch zum Brennen und Glühen. Dann stießen sie die Fische auf lange Drähte. Mit dem Wasser und dem Fett tropfte auch der Grubengeschmack nach Phenol aus den Leibern, und unsere Beute ließ sich essen.

Damals lernte ich in der Schule schon zwei Jahre Russisch. Ich probierte gelernte Wörter mit einem schon grauhaarigen, etwas beleibten Major aus, dessen linke Augenbraue von einer Narbe zerschnitten war. Der Offizier, mit dem ich danach noch ein paarmal am Stausee war, half mir, die Sprachmelodie zu finden. In ihm traf ich den Treptower Russen zum vierten Mal.

5

Ohne diese und andere Begegnungen hätte der Treptower mich nicht sonderlich angerührt, als ich auf ihn zugeht im August 1951. Mit keinem hatte er irgendeine Ähnlichkeit, und doch erkannte ich sie alle in ihm wieder. Ich spürte die knotigen Ballen der harten Hand auf meinem Kopf, roch den Machorkadampf und das Duftgemisch aus Likörressenz und Essig, hörte das langgezogene, sich aus der Ferne nähernde „Leberwurst“, und schmeckte das heiße Fleisch der Stauseeschleie.

Der Russe mit dem geretteten Kind auf dem Arm war mir vom ersten Anblick an vertraut, trotz seiner monumentalen Symbolik. Er behielt diese Vertrautheit für mich. Sie vertiefte sich noch.

Als ich das nächste Mal vor ihm stand, trug ich schon Uniform, da war ich schon Leutnant der NVA. Längst nannte ich die aus den Maitagen 1945 gebliebenen sinnlichen Eindrücke und Erinnerungen „Befreiung“.

Damals hatte ich schon lange Märsche mit meinen Waffenbrüdern hinter mich gebracht, hatte mit Pistole, Karabiner, Maschinengewehr und Kanone neben ihnen auf Ziele und Attrappen geschossen, hatte mit ihnen an frostscharfen Wintertagen in Erdlöchern gefroren und in sommerlicher Hitze auf Übungsplätzen manchen Liter Schweiß verloren, hatte mit ihnen nach einem Hochwasser das Flußbett der Weißeritz freigeräumt, Brücken wieder aufgebaut und manches bis zum Rand gefüllte Glas Wodka auf Gesundheit,

Freundschaft und Frieden leerge-
trunken. Als ich damals in meiner
Uniform vor ihm stand, empfand
ich genau, daß der Treptower
Russe und alle seine lebendigen
Vertreter an meinem Entschluß,
Offizier der NVA zu werden, betei-
ligt gewesen waren.

6

Abermals vergingen Jahre, ehe ich
ihn wiedersah. An jenem Tage wa-
ren Kinder um mich, auch eigene,
und ich erzählte ihnen die Ge-
schichte von der Rettung des Kin-
des und meine eigenen Erinnerun-
gen und Geschichten. Nur Ge-
schichten machen Denkmale le-
bendig, geben dem Stein Stimme
und seinen Gesichtern Empfindun-
gen. Das vergessen wir häufig. Mo-
numente, über die keine Geschich-
ten – oder keine mehr – unter den
Leuten sind, werden zu Wallfahrts-
orten, bei denen Ergriffenheit vor-
getäuscht wird oder, aus augen-
blicklichen Umständen kommend,
nur für Augenblicke anhält.

Wenn Geschichten vergessen
werden, versteinert selbst ein Trep-
tower völlig und wird zur ritualen
Gewohnheit.

7

Danach bin ich lange nicht dort
gewesen. Etwa fünfzehn Jahre spä-
ter, als ich aus Wolgograd zurück-
kehrte, habe ich ihn wieder aufge-
sucht.

Ein paar Flugstunden sind Wol-
gograd und Berlin heute voneinan-
der entfernt. Von dem zum Schlag
erhobenen Schwert auf dem Ma-
mai hügel bis zum gesenkten in
Berlin-Treptow liegen vier Jahre
Krieg. Auf diesem Weg sind
ebenso viele Kinder umgekommen,
wie am Leben erhalten und geret-
tet worden sind.

Das Berliner Kind ist wahr-
scheinlich das letzte deutsche des
letzten Krieges gewesen, für dessen
Leben ein Russe sein Leben ein-
setzte.

Wie viele Jahre werden vergehen
müssen, ehe die Symbolik des zum
Pflug gewordenen Schwertes Wirk-
lichkeit wird? Der Zeitpunkt ist

weniger wichtig. Es kommt darauf
an, daß die Hände, damit sie dann
pflügen können, jetzt noch das
Schwert tragen.

Mamai hügel und Treptow gehö-
ren zusammen, und das Pflug-
schwert vorm UNO-Gebäude ist
ihre konsequente Entsprechung.
Man empfindet und versteht das
eine erst ganz, wenn man das an-
dere kennt.

Ich stand in Treptow und hörte
gleichzeitig Schumanns „Träume-
rei“, wie sie in der Krypta des Ma-
mai hügels klingt. Ich ging durch
den Berliner Park, und mir fiel ein,
daß heute in Wolgograd kein
Baum älter ist als fünfundvierzig
Jahre. Ich ging auf dem Hang des
rechten Wolgaufers, der letzten
Frontlinie vor dem Fluß, und
dachte an die Mauer in Berlin, die
möglicherweise einen Krieg verhin-
dert hat. Schon das Vielleicht be-
rechtigt ihre Existenz. Trennung
und Abgrenzung sind tragisch für
viele. Aber was sind sie gegen
Krieg? Ich sah in Wolgograd
Kriegskindergräber, viele, und
gleichzeitig sah ich das Kind auf
dem Arm des Treptowers.

8

Schon zwei Jahre später suchte ich
ihn abermals auf. Ich kam aus
einem Land nach Hause, dessen
Volk in einen unerklärten Krieg
verwickelt wurde und davon abge-
halten wird, seine Lebensweise zu
verändern: Afghanistan.

Dort bin ich dem Treptower wie-
derbegegnet in vielerlei Gestalt.
Auf mancher Fototafel mit Bildern
gefallener und ermordeter Afgha-
nen. In heiterer, verspielter Unter-
haltung mit Kindern beobachtete
ich ihn. Kinder sind überall Kin-
der, nie Gegner. Wer dem Russen
nachsagt, Kinder mit rücksichts-
loser Planmäßigkeit zu verstümmeln
und zum Beweis „Opfer“ vor die
Kamera führt, der lügt, er gehört
zu denen, die nur immer behaup-
ten, Schwerter zu Pflügen machen
zu wollen, der will nachträglich

seine durch die Weltöffentlichkeit
verurteilten Methoden der Krieg-
führung verteidigen, von seinen als
Kinderspielzeug getarnten Spreng-
körpern und Säurebehältern ablen-
ken, die im Kabuler Armeemu-
seum zu sehen sind, und er will
seine Einmischung in afghanisches
Leben rechtfertigen.

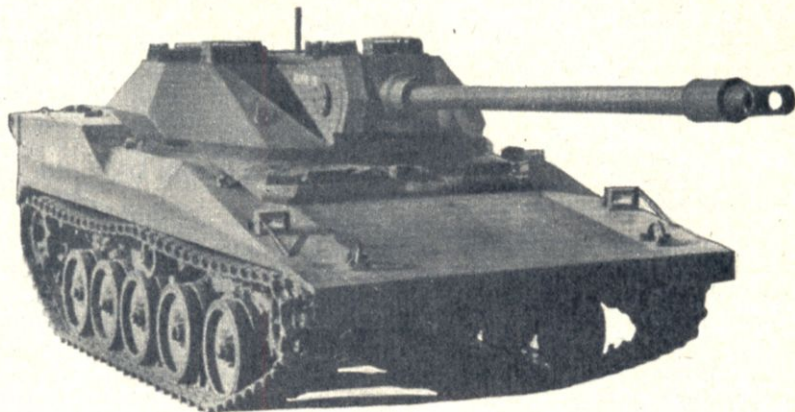
Ich weiß, daß es Menschen gibt,
die einer gegenwärtigen Lüge eher
glauben als einer historischen
Wahrheit, Menschen, die sich der
Mühe, Erkenntnisse zu suchen,
nicht unterziehen, die solche Lüge
wie eine brauchbare Ware für sich
einhandeln. Es gibt einige Tatsa-
chen und Erscheinungen, an die
ich glaube, bedingungslos. So da-
an, daß die Russen keinen Krieg
wollen, sich aber ihre Städte und
ihr Land nicht noch einmal, von
wem auch immer, zerstören lassen
werden. Ich glaube daran, daß sie
Kinder lieben, und nicht nur die
eigenen. Ich glaube daran mit den
Erfahrungen von mehr als fünfzig
Jahren Leben, mit den Gefühlen
aus früheren Begegnungen, mit der
Erinnerung meiner Sinne an
menschliche Stimmen, Gesten, Be-
rührungen und Gerüche.

Nach meiner Rückkehr aus
Afghanistan bin ich dorthin gegan-
gen, wie ich zu anderen Freunden
ging, mit denen ich singen und
Schmerz empfinden kann, mit de-
nen ich auf die kleinen und gro-
ßen Lügner der Welt hemmungslos
fluchen und gleichzeitig über sie
lachen kann, zu Freunden, mit de-
nen ich zweifeln kann und dabei
doch die Zuversicht nicht verliere.
Ich bin zu ihm gegangen, weil er
schon einmal erfahren hat, was es
heißt: Nichts mehr ist, wie es war,
wenn es ums Äußerste geht. Es
geht ums Äußerste, für uns alle.

Ich weiß, daß ich ihm 1986 nicht
zum letzten Mal gegenübergestan-
den habe.

Illustration: Wolfgang Würfel

Leichter Kampfpanzer 13,2 t RDF/LT (USA)



Taktisch-technische Daten

Gefechtsmasse	13,2 t	Höchstgeschwindigkeit	64 km/h
Länge ü. KWK	7,34 m	Steigfähigkeit	60 %
Länge der Wanne	5,57 m	Wadfähigkeit	1,0 m
Breite	2,54 m	Fahrbereich	500 km
Höhe	2,24 m	Bewaffnung	1 Panzerkanone 76 mm
Bodenfreiheit	0,51 m	Munitionsvorrat	50 Schuß
Antrieb	1 Zweitakt- Dieselmotor 6V 53T		1 Maschinengewehr 7,62 mm
Leistung	261 kW	Munitionsvorrat	2 600 Schuß
		Besatzung	3 Mann

Der von der amerikanischen Rüstungsfirma Aircraft Armament Industries (AAI) gebaute leichte Panzer ist vorwiegend für den Export in Staaten, die nicht der NATO angehören, gedacht. Rechts neben der Hauptwaffe ist coaxial das Maschinengewehr eingebaut. Die Waffenanlage ist stabilisiert und wird hydraulisch gerichtet.



Flottendienstboot „Oste“ (BRD)

Taktisch-technische Daten:		Leistung	2 × 3 470 kW bei 1 000 U/min
Verdrängung	2 400 t	Dauergeschwindigkeit	15 kn
Länge	82,0 m		
Breite	14,0 m		
Tiefgang	6,0 m		
Antrieb	2 Sechszehnzylinder- Dieselmotoren		

Am 15. Mai 1987 lief bei der Neuen Flensburger Schiffbau-Gesellschaft mbH die „Oste“ als erstes von drei Flottendienstbooten der Klasse 423

für die Bundesmarine vom Stapel. Hauptaufgaben der neuen Boote werden Aufklärungseinsätze schwerpunktmäßig in der Ostsee sein. Der Aufklärungs- und Schiffsführungsteil besteht aus einem passiven Sonargerät und der elektronischen Aufklärungsanlage ELAM. Diese dient zur automatischen Frequenzüberwachung und arbeitet im Bereich von 30 MHz bis 40 GHz.

Lastkraftwagen TM 4-4 (Großbritannien)

Taktisch-technische Daten:

Leermasse	8 260 kg
Nutzmasse	8 000 kg
Anhängemasse	10 000 kg
Länge	6 620 mm
Breite	2 475 mm
Höhe	3 000 mm
Bodenfreiheit	352 mm
Radstand	4 325 mm
Antrieb	1 Viertakt-Dieselmotor mit Turboaufladung
Leistung	153 kW bei 2 500 U/min
Antriebsformel	4 × 4
Steigfähigkeit	55 %
Wattfähigkeit	760 mm
Höchstgeschwindigkeit	93 km/h
Fahrbereich	500 km

Seit 1980 werden Lastkraftwagen TM 4-4 in den britischen Landstreitkräften eingesetzt. Sie dienen zum Transport von Personen und Mate-



rial, werden aber auch als Artilleriezugmittel verwendet. Für den Militärtransporter wurde ein Teil der Baugruppen aus dem Zivildienstprogramm des Bedford-Konzerns übernommen.

Pistole P 7 (BRD)

Taktisch-technische Daten:

Kaliber	9 mm × 19
Verschluß	Masseverschluß, gasgebremst
Länge	166 mm
Masse	950 g
Magazininhalt	8 Patronen

Die von der Waffenfirma Heckler & Koch entwickelte Pistole P 7 gehört seit Anfang 1984 zur Ausrüstung der Feldjäger-Einheiten in der Bundeswehr. Die P 7 ist ein Griffspanner. An der Vorderseite des Griffstücks befindet sich ein Hebel, den der Schütze eindrücken muß, wenn er schießen will. Erst dadurch wird die Pistole gespannt. Ungewöhnlich ist auch das Verschlußsystem der P 7: Es handelt sich um einen gasgebremsten Masseverschluß. Unter dem Rohr liegt ein Gaszylinder, in den beim Schuß ein Teil der Pulvergase durch eine Anbohrung



des Rohres einströmt. Im Gegensatz zu Gasdruckladern, wo der Druck den Verschluß zurücktreibt, wird bei der P 7 die Rückwärtsbewegung gehemmt. Deshalb kommt die Waffe ohne mechanische Verriegelung aus.

Das kennt Ihr: Ein halbes Dutzend oder mehr Kinder stehen startbereit in einer Linie. Ihre erhitzten Gesichter sind jenem Jungen zugewandt, der etwa zehn Schritte gegenüber die Aufmerksamkeit aller auf sich lenkt und laut fragt: „Wer fürchtet sich vorm Schwarzen Mann?“ „Niemand, niemand!“ schallt es im Chor zurück. Und kreischend sprinten die Kleinen los, versuchen, die andere Seite unangefochten zu erreichen. Wen der „Schwarze“ aber packt, der muß ihm zu willens sein – als Fänger. Bis nur noch ein Kind übrigbleibt – der nächste Schwarze Mann; das fröhliche Treiben beginnt von vorn. Ein Spiel ist's und also vernünftig.

Doch auch dies wird Euch nicht fremd sein: Eltern, die ihrem widerspenstigen Sproß andauernd drohen: „Paß' auf, wenn du nicht folgst, kommt der

Schwarze Mann und nimmt dich mit!“ Um ihn botmäßig zu halten, wird der Knirps in Furcht versetzt. Und nicht eben selten ist dann zu erleben, daß ein solches Kind, eingeschüchtert und seelisch gekrümmt, zum gefügigen Duckmäuser mißrät, immer bemüht, auch auf Kosten seiner Zeitgenossen mit dem Rücken an die Wand zu kommen. Dabei hegt er gewöhnlich kaum Bedenken; bedauernswerte Folge eines unvernünftigen Prinzips. Jenes aber wird zum Ansatz des Verbrechens, wenn es in die weltpolitische Szene eingeht. Leider ist dies längst geschehen, besorgt durch einen rührigen Klüngel einflußreicher Protagonisten imperialistischen Weltmachtstrebens, der spätestens seit 1946 den Völkern dieser Erde einen ominösen Popanz zu suggerieren versucht – **die „Gefahr aus dem Osten“**.

Auf der Titelseite einer Ausgabe

der US-amerikanischen „Military Review“ erschien er als zähnefletschendes Ungetüm: ein schwerfällig über den Globus in Richtung Amerika tappender, überdimensional großer Braunbär mit Hammer und Sichel auf dem Fell; das kommunistische Gruselmonster, so recht nach dem Pseudo-Science-fiction-Empfinden seiner Macher, die damit vor allem Offiziere der USA-Streitkräfte erfolgreich unterhalten. Primitiver Antisowjetismus sollte auch die Atmosphäre im Vorfeld des Dezember-Gipfeltreffens vergiften: Ein republikanischer Kongreßabgeordneter brüstete sich, er habe bereits 75 Unterschriften für eine Petition an den Präsidenten gesammelt. Sie sollte verhindern, daß der höchste Repräsentant der sozialistischen Großmacht UdSSR während seines Aufenthaltes in Washington vor beiden Häusern des Kongresses



Wer fürchtet sich vorm Schwarzen Mann?

Als Exponenten der Bedrohungslüge verlässliche Partner: Dr. Manfred Wörner (links), einst Bundesminister für Verteidigung der BRD und künftig NATO-Generalsekretär, und Caspar Weinberger, ehemaliger Chef des Pentagons in Washington



sprechen könne. Begründung: Auftritte vor dem USA-Kongreß seien Auszeichnungen, die man Verbündeten, nicht aber Gegnern gewähre. Der „Kremlchef“ solle „nicht willkommener sein als Adolf Hitler“. Ein makabrer Witz?

Es wäre ungerecht und auch leichtsinnig, gewissen Leuten aus



Machtapparat oder Medien des „freien Westens“ zu unterstellen, sie wüßten nicht, wovon sie reden oder was sie tun. Als 1981 der Präsident der Vereinigten Staaten mit dem Argument, ein neuer Geist sei in den USA lebendig geworden, das Ende der „Ära der Skrupel“ versprach, wußte er die wolkenkratzerhohen Dollarstapel des Militär-Industrie-Komplexes hinter sich; und an seiner Seite einen Verteidigungsminister, bereit, den Kampf mit dem „Reich des Bösen“ nuklear in Europa auszutragen. „Wie ... schrecklich das auch für die Welt sein würde ... wir müssen bereit sein, wenn nötig heute in den Krieg zu ziehen“, sagte damals Caspar Weinberger. Zwar ging er, als sechs Jahre später diese

Drohwolke aufriß, aus „familiären“ Gründen unversehrt in Rente, doch sein Acker trägt Früchte: Neben unverhohlenem Haß gegen „die Weltmacht des Ostens“ gedeiht das allherbstlich mit NATO-Großmanövern intensiv gepöppelte Konzept der „Vorverteidigung“, neben der „Strategie der nuklearen Abschreckung“ die Angst vor deren „Demontage“. Bundeswehr-Generalinspekteur Wellershoff fürchtet die „wachsende Bedrohung durch den Warschauer Pakt“, und selbige vermeldete ein BRD-Nachrichtenmagazin aus Washington, London und Paris: „Amerikaner, Briten und Franzosen befürchten ... eine ‚Entnuklearisierung‘ Europas und wollen nach der Verschrottung der Pershing-2-Raketen und Marschflugkörper bei den Atomraketen mit kürzerer Reichweite sofort kräftig nachrüsten.“ Reaktion auf eine „eindeutige“ Gefahr, die der künftige NATO-Generalsekretär Dr. Wörner im November letzten Jahres während einer Rede vor der Münchener Hans-Seidel-Stiftung auspackte. Gelänge es nämlich der UdSSR, den Verzicht auf Abschreckung, die Abschaffung von Kernwaffen und die Auflösung der Militärbündnisse zu erreichen, „wäre die Sicherheit der Westeuropäer dahin. Wir wären der UdSSR auf Gnade und Barmherzigkeit politisch wie militärisch ausgeliefert – und dies, ohne daß ein Schuß abgefeuert werden müßte“. Sprüchekloperei eines politischen Ignoranten? Wohl kaum. Wörners Entsetzen entspringt einem staatsdoktrinären Denken, wonach offenbar der

Zweck die Mittel heiligt. Und aus deren Arsenal stammt die **Jahrhundertlüge**.

Lenin charakterisierte sie als eine Methode imperialistischer Irreführung der Massen. „Um die neuen Rüstungen zu rechtfertigen, malt man ... die Gefahren an die Wand, die dem ‚Vaterland‘ drohen. Der deutsche Kanzler schreckt den deutschen Philister unter anderem mit der slawischen Gefahr.“ Da sind in der BRD zum Beispiel die Ansichten eines gewissen Ernst Nolte käuflich, denen zufolge „der erste Weltkrieg ... der unmittelbare Wurzelgrund von Bolschewismus und Faschismus“ war und 1917 in Rußland „die feindlichste Partei“ die Macht ergriffen hatte. Die Partei des russischen Proletariats also, jener Klasse, die ihre Ketten gerechterweise der Bourgeoisie vor die Füße warf. Noltess Ausfall gilt jener Partei, deren erster Gedanke nach dem Sturz der bürgerlichen Provisorischen Regierung der Beendigung des imperialistischen Raubkrieges und dem Frieden galt. Nolte verunglimpft jene Kraft, unter deren Führung die Sowjetarmee nach heroischem Kampf das von den Völkern der Erde herbeigesehnte Ende des deutschen Faschismus in dessen Höhle besiegelte.

Und nun ist der Generalsekretär eben dieser Partei dahergekommen und hat – ganz im Sinne des Menschheitsverlangens nach einer Zukunft in Frieden und Freiheit – die NATO beim Wort von der Null-Lösung genommen. Dies paßt nicht ins Bild westlicher Meinungsmacher, weshalb sie wider alle Vernunft unablässig die „Gefahr aus dem Osten“ beschwören. Mit dem Vorschlag, alle Mittelstreckenraketen in Europa zu beseitigen, habe Gorbatschow „fast ausnahmslos positive Reaktionen sowohl in den USA als auch in Westeuropa gefunden“, klagte im Mai 1987 die in der BRD erscheinende „Europäische

Wehrkunde“. „Nur vereinzelte Stimmen, diese zumeist aus dem Kreis militärischer Fachleute, deuten auf massive Sicherheitsprobleme hin, die bei einer Verwirklichung dieses Vorschlages Westeuropa erpreßbar machen würden.“ Der Autor jenes Artikels gliedert sie in „drei Probleme“: Der Gorbatschow-Plan sei – „bei Lichte besehen“ – Täuschung, widerspreche „den Sicherheitsinteressen Westeuropas“ und führe zu einer „sicherheitspolitischen Handlungsunfähigkeit in Europa“. Soll heißen: Der Kreml ist hinterhältig nur auf eigenen Vorteil bedacht und will die Amerikaner ausbooten. Derlei panikartige publizistische Torheiten bedrängen tagtäglich Presse-, Rundfunk- und TV-Konsumenten. Ein verantwortungsloses Spiel mit der Furcht vor „den Russen“ – dem Schwarzen Mann ... „Politischer Einheitsbrei im Stile der Verurteilung kommunistischer Weltherrschaftsgelüste“, das Gerede „von der Bedrohungsmacht UdSSR & Co.“ und der „bösen“ Besetzung Afghanistans“ angesichts „der amerikanischen Besetzung der Insel Grenada und dem Luftangriff auf Gaddafis Libyen“ beunruhigen selbst, wie die Kritik eines Stuttgarter Oberstleutnants an der Bundeswehrzeitschrift „loyal“ beweist, um Objektivität bemühte NATO-Offiziere. Die vermutlich um ihrer selbst willen veröffentlichte Antwort der Redaktion fiel dümmlich aus und wäre zu vergessen, stünde da nicht der auf-



schlußreiche Satz: „In Grenada herrscht der Friede einer freiheitlichen Demokratie.“ Borniertheit oder auf die Spitze getriebener Zynismus? Es ist beides – in einem Land, wo „die Journalisten Gott sei Dank schreiben dürfen, was sie für richtig halten, auch wenn es falsch ist“. Sagte ein ehemaliger Bundeskanzler. Er mag darüber heute anders denken.

Die Welt bewegt sich. Es wächst die Vernunft und mit ihr auch die Erkenntnis, daß – „bei Lichte besehen“ – Gefahr für den Frieden allenfalls von jenen Kräften im westlichen Bündnis ausgeht, die um ihr Politik-der-Stärke-Potential bangen und es für angebracht halten, unter dem „Druck“ eines „konventionellen Übergewichtes der Sowjets“ zu stöhnen. Gibt es ein solches überhaupt?

Seriöse Analysen strafen dessen Erfinder Lügen. „Hinsichtlich der konventionellen Rüstungen“, schlußfolgerte zum Beispiel das Londoner Institut für strategische Forschungen, „ist das Verhältnis zwischen NATO und Warschauer Vertrag nach wie vor so, daß ein militärischer Überfall zu einem äußerst riskanten Unternehmen wird, da keine der Seiten über eine solche Gesamtstärke verfügt, die einen Sieg garantiert.“ Dies wollen wir festhalten und hinzufügen: Gegner einer fairen Politik werfen der Sowjetunion vor, sie zeige wenig oder keine Bereitschaft zu konventioneller Abrüstung. Das ist schlichtweg gelogen. Als eine Art Ergänzung zum Dreistufenabrüstungsplan der UdSSR schlugen bereits am 11. Juni 1986 die Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages der NATO und allen europäischen Ländern vor, die konventionellen Streitkräfte vom Atlantik bis zum Ural drastisch abzubauen – zu Beginn der 90er Jahre



bis auf eine halbe Million Mann je Seite, konventionelle und operativ-taktische Bewaffnung eingeschlossen. Ein konstruktives Vorgehen, das indes im bisherigen Verlauf der Wiener Verhandlungen wenig Gegenliebe gefunden hat: destruktiv beharrten die Vertreter der westlichen Verhandlungspartner auf einseitigen „Vorleistungen“ des Warschauer Vertrages. Die baldige Korrektur einer solchen Haltung ist nötig. Wenn – wie am 8. Dezember 1987 im Weißen Haus in Washington – an allen Verhandlungstischen die Vernunft über die Unwissenheit triumphiert, kann die Menschheit befreit aufatmen.

Unsere Sicherheit gilt einem gefestigten Frieden. Er aber verträgt sich weder mit nuklearer noch konventioneller Abschreckung,

sondern bedarf jener allen Völkern und Nationen gleichermaßen garantierten Sicherheit, die uns heilig ist. Als dies der sowjetische Verteidigungsminister, Armeegeneral Dmitri T. Jasow, in der Moskauer „Prawda“ hervorhob, war Sommerferienzeit. Und draußen spielten fröhliche Kinder ...

Text: Klaus Rheyner
Bild: Manfred Uhlenhut (2),
Archiv (1)

Merkwürdig ist die Tradition

„Ihr Verbandszeichen, getragen an Bergmütze und Bergbluse, ist das Edelweiß. Damit stehen sie in der Tradition des deutschen Alpenkorps, dem der österreichische Oberbefehlshaber Erzherzog Eugen 1915 dieses Symbol verliehen hatte.“

So simpel, wie sich das in einem Manöverflugblatt der 1. Gebirgsdivision liest, ist es freilich nicht. Schließlich hat sich viel ereignet seit jenem Tag, da den kaiserlich-deutschen Alpenjägern ein Edelweiß an die Mütze gesteckt wurde. Mit ihm geschmückt, brandschatzten im Verlauf des zweiten Weltkrieges die Gebirgsjäger der faschistischen Wehrmacht unwegsame Gegenden Norwegens, Jugoslawiens, Griechenlands, Finnlands und der Sowjetunion. Nach anfänglichen Erfolgen erlitten sie im Oktober 1944 auf der Halbinsel Kola ihre entscheidende Niederlage: Die Sowjettruppen der Karelisten Front verjagten Deutschlands 20. Gebirgsarmee aus dem Polargebiet. Von ihren ruhmlosen Taten kündigt auf dem Hohen Brennten bei Mittenwald im Freistaat Bayern ein Denkmal. Markstein einer Traditionslinie, in der die Angehörigen der Gebirgsdivision der Bundeswehr tatsächlich stehen.

Jener Generaloberst Dietl, dessen Regiment vergeblich versucht hatten, die sowjetische Hafenstadt Murmansk einzunehmen, bleibt in der Füssener „Generaloberst-Dietl-Kaserne“ in ehrendem Gedenken. Die Hinterlassenschaft dieses von Hitler hochdekorierten Befehlshabers (Bild Seiten 42/43) und derer, die nach ihm kamen, war verbrannte Erde.

Daß dies unvergessen geblieben ist, verdeutlichte ein Einwand, den die Regierung Norwegens gegen ein Ansinnen des NATO-Militärausschusses erhob, „bei Bedarf“ Bundeswehrsoldaten nach Nordnorwegen zu entsenden. Es sei nicht angeraten, „deutsche Truppen an Manövern und Übungen in einem Gebiet teilnehmen zu lassen, das im Kriegswinter 1944–45 von abrückenden Wehrmachtsverbänden dem Erdboden gleichgemacht worden war“.

Der nordeuropäische NATO-Partner hatte die unselige Hinterlassenschaft jener deutschen Kriegsgeneration angemahnt, die – so Bundesverteidigungsminister Wörner – „in ihrem Leben viel ertragen mußte, die gelitten hat, geopfert hat. Deren Opfermut und deren Leistung, deren Tapferkeit schmähschließlich mißbraucht wurde von einem Unrechtsregime. Das mindert den Respekt vor denen nicht, die es in gutem Glauben getan haben, deren Leistungen leider Gottes auch im Ausland ... weit mehr gewürdigt werden als im eigenen Vaterland“. Mehr als in der Bundesrepublik? Das ist tiefgestapelt, wenige Beispiele sollen es belegen:

Seit Frühjahr 1987 ist eine vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt der Bundeswehr in Freiburg herausgegebene Broschüre als „Wegweiser“ für auf der Insel Kreta übende Bundeswehrsoldaten in Umlauf. Mit Erinnerungen ehemaliger Gebirgs- und Fallschirmjäger, deren Stil dem von Nazi-Wehrmachtsberichten verdammt ähnelt: „Gebirgsjäger starren aus dem Flugzeugfenster: ‚Fertigmachen! Kreta in Sicht! Zwei Soldaten, Sturmgewehr in der Rechten, sind hart am Feind‘ ... Mit knapp 50 Mann griff Oberleutnant Grenz die mit 180 Mann besetzte Stellung an. Es gingen nur sieben Briten in Gefangenschaft. Der Rest fiel ... Deutsche Fallschirm- und Gebirgsjäger entrissen den Briten die Insel in verlustreichen Kämpfen ... Die ständigen Umgehungen und Flankierungen aus dem Gebirge, die den Jägern un-

menschliche (!) Leistungen abforderten, waren eine böse Überraschung für die Briten ...“ Einleitend wird erklärt, man habe „bewußt auf die zeitgenössische Bildberichterstattung zurückgegriffen“; auf Heldentaten „in aussichtsloser Lage“, auf die Selbstschuld kretischer Partisanen an „schärfsten Vergeltungsmaßnahmen der Truppe“ auch, wie auf „den Auftrag, die Halbinsel Akrotiri vom Gegner zu säubern“.

Nicht weniger merkwürdig als dieses Bilderbüchlein ist eine Kaserne der Gebirgsdivision in Mittenwald; sie trägt den Namen des faschistischen Gebirgsjägergenerals Kübler. Er war 1941 am Überfall auf die UdSSR beteiligt, jagte noch im Frühjahr 1945 im Alpenraum jugoslawische, italienische und österreichische Partisanen und mußte zwei Jahre später – wegen Verbrechens gegen die Menschlichkeit von einem jugoslawischen Gericht verurteilt – seinen Mordeifer am Galgen büßen. Nach Wörner hatte er „in gutem Glauben“ getötet.

Dagegen nehmen sich heute die mit Bergbluse, Kniebund- oder Keilhose, mit Stutzen, Kletterschuhen, Helm und fesch gekniffter Bergmütze ausgestaffierten Kraxler von der Gebirgsjägerbrigade 23 geradezu friedlich aus, wenn sie zur Ausbildung in die malerischen Alpen ziehen. Doch der Schein trügt. Zu deutlich ist die Spur ihrer „Vorbilder“ und zu durchsichtig der Auftrag, den die Bonner Hardthöhe ihrer Vorverteidigungs-Elite mit dem Edelweiß an der Bluse zugebracht hat.

Text: Kurt Henze

Bild: Archiv

Fähnrich der NVA



Die Nationale Volksarmee bietet Jugendlichen, die bereit sind, als Ausbilder und Militärspezialisten für den militärischen Schutz des Friedens und unserer sozialistischen Heimat einzustehen, vielfältige Entwicklungsmöglichkeiten als Fähnrich mit FACHSCHULABSCHLUSS.

Voraussetzungen:

- 10. Klasse der POS
- Facharbeiterabschluß
- guter Gesundheitszustand
- vormilitärische Laufbahnausbildung in der GST
- Führerschein Fahrzeugklasse C

Förderung und Perspektive

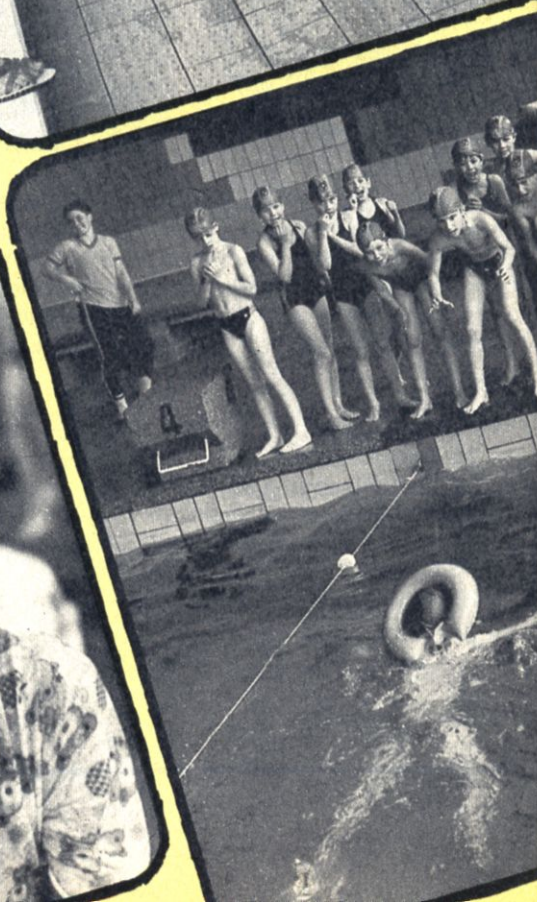
- Hilfe bei der Berufswahl
- Fachschulstudium in 25 Studienrichtungen
- kontinuierliche Beförderung
- stetig steigender Verdienst
- Wohnung am Dienort
- Förderung und Unterstützung nach Ausscheiden aus dem aktiven Wehrdienst

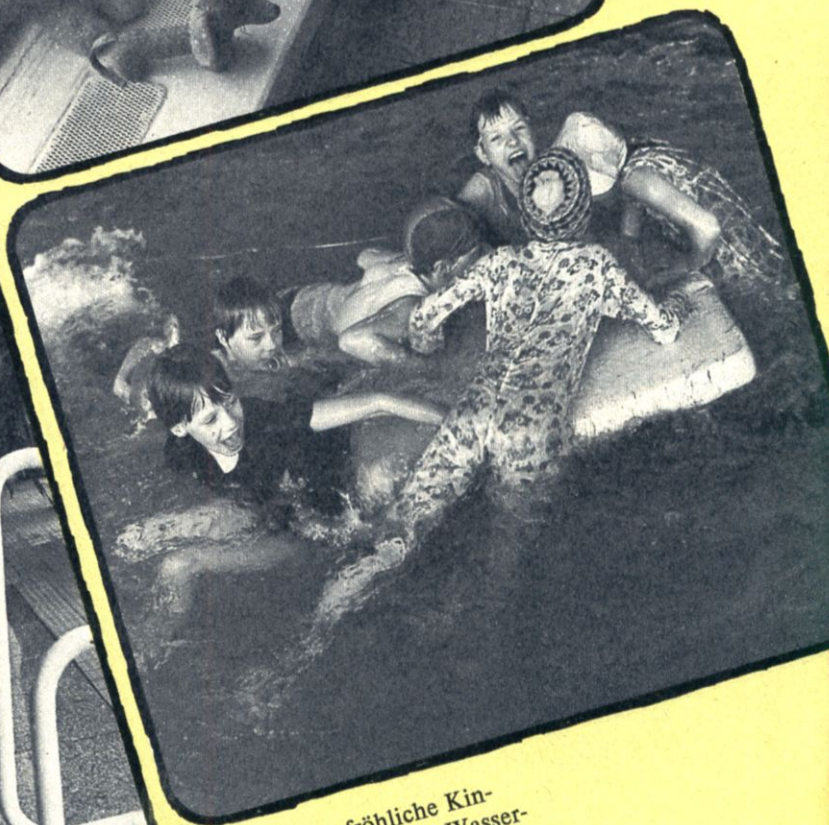
Ein Beruf in der Nationalen Volksarmee – eine Chance auch für dich!

Frage deinen Klassenleiter, informiere dich im Berufsberatungszentrum!

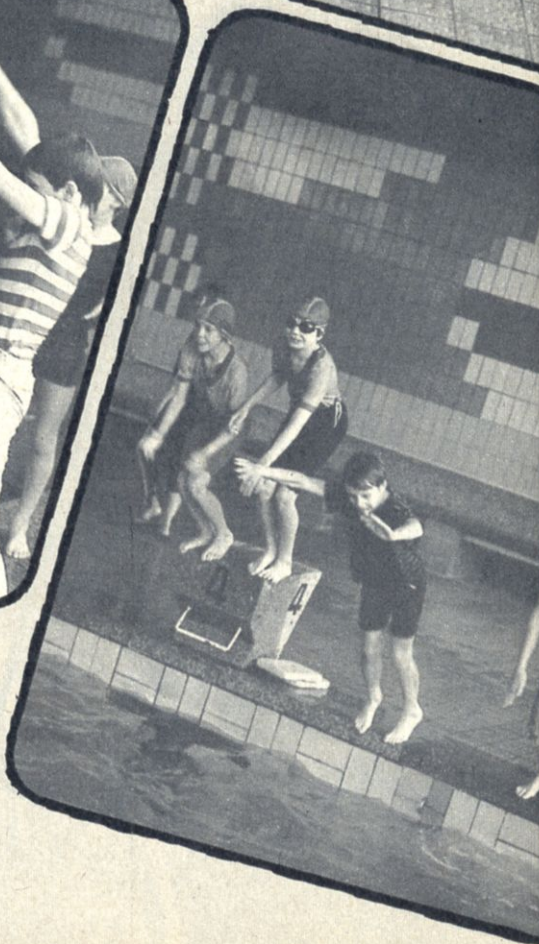
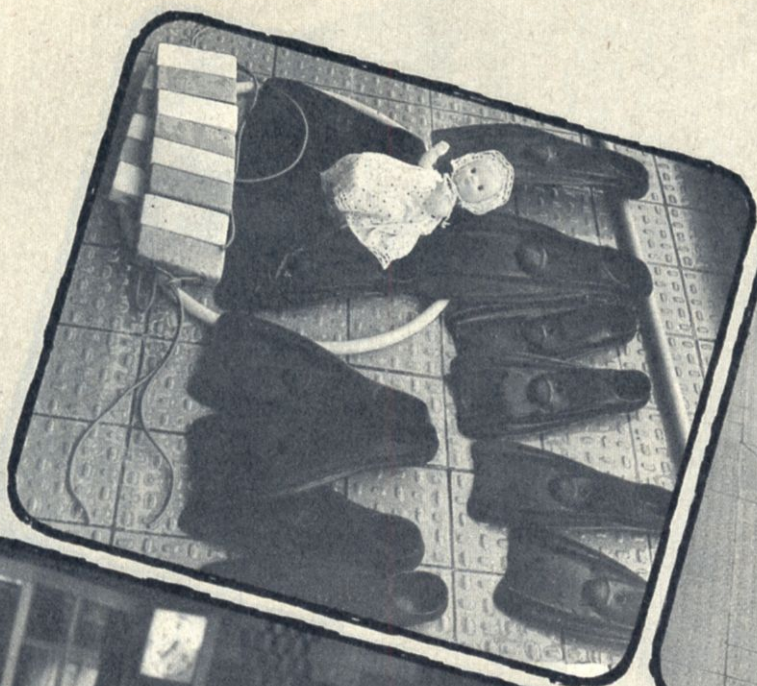
Schriftliche Bewerbung bis 31. 3. in der 9. Klasse.

Hutra, wir feiern Fasching

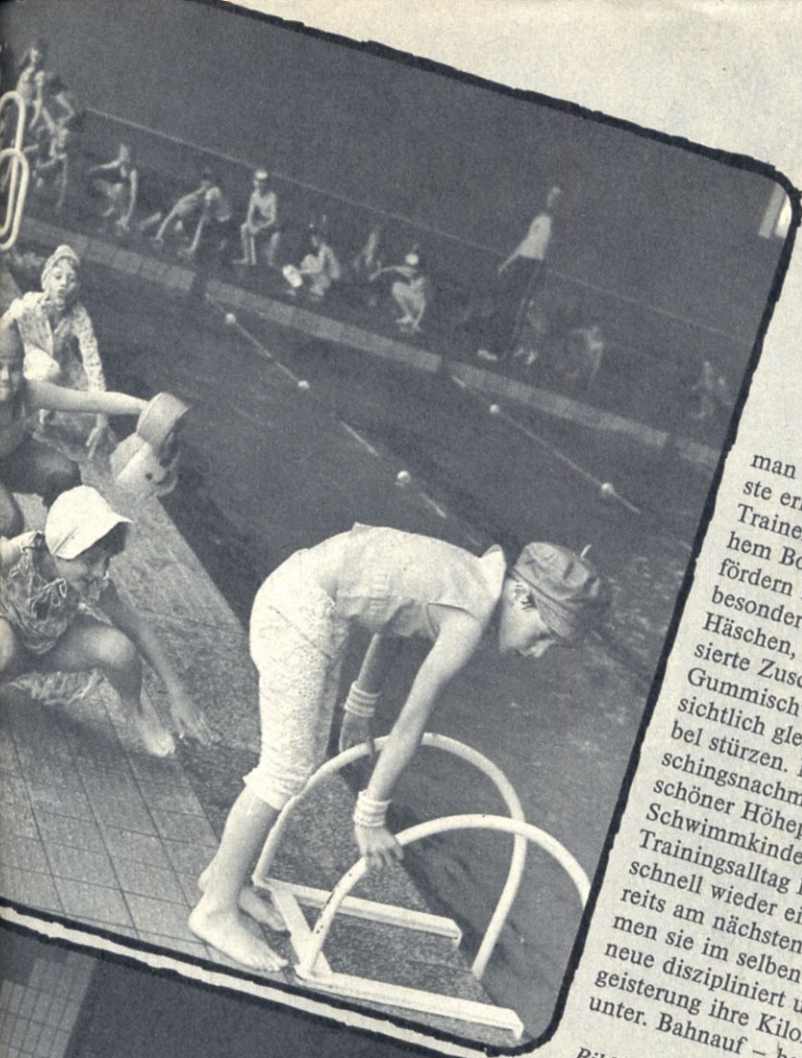




...jubelt diese fröhliche Kinderschar. Ein zünftiger Wasserfasching soll's natürlich werden, wie es sich für Schwimmersportler (vom Trainingszentrum der Armeesportgemeinschaft Vorwärts Strausberg) gehört. Freilich nicht drei tolle



Tage aber einen tollen Nach-
mittag lang wird gespaßt, gebä-
det, getobt, gespritzt. Wo sonst
Übungsleiter und Trainer
streng auf Fleiß, Disziplin und
Ordnung achten, ist heute alles
erlaubt. Mädchen und Jungen
quirlen ausgelassen durchein-
ander, lustige Kostüme kann



man bewundern, das originellste erhält einen Preis. Den Trainer einzufangen und in hohem Bogen ins Wasser zu befördern ist natürlich ein ganz besonderer Hochgenuß. Teddy, Häschen, Hund sind interessierte Zuschauer, und der Gummischwan will sich offensichtlich gleich mit in den Truschingsnachmittag, ein wunderschöner Höhepunkt für die Trainingsalltag hat sie aber schnell wieder eingeholt. Bereits am nächsten Tag schwimmen sie im selben Becken auf neue diszipliniert und mit Begeisterung ihre Kilometer herunter. Bahnauf – bahnauf.

Bild: Manfred Uhlenhut



Siebenmal Nudeln?

Wenn im Truppenlager noch alles schläft, sind die Köche schon auf den Beinen, damit die am Morgen zur Gefechtsausbildung ausrückenden Einheiten warm verpflegt werden können.

Ein Problem an den naßkalten Tagen ist das richtige Feuern. Es beschäftigt völlig den damit befaßten Genossen.



Eine Frage, die sich der Reporter recht skeptisch stellte, als er die Kochgruppe Ecklebe vom Anton-Saefkow-Regiment besuchte

„Auf Nudeln und Gulasch, da sind sie reine verrückt!“ Sagt Unteroffizier Frank Ecklebe das nur, weil sein Speiseplan für die zwölf Februartage, an denen er mit seinen Truppenköchen für durchschnittlich 180 Mann zu sorgen hat, siebenmal Teigwaren – Hörnchen, Spaghetti, Makkaroni oder eben Nudeln – enthält, zu denen es meist Gulasch vom Rind oder Schwein bzw. aus Wurst gibt? Will er damit hervorheben, daß die klassischen Feldküchenmenüs – Erbsen, Linsen und Bohnen – bei ihm nur fünfmal zu ihrem Recht kommen? Oder kochen die Köche unter den komplizierten Bedingungen einer Truppenübung tatsächlich nach den Wünschen ihrer Kostgänger? Und das, obwohl sich Teigwaren in der Feldküche schwieriger zubereiten lassen als etwa Kartoffeln oder Suppen? Denn schnell wird aus ihnen ein unansehnlicher Brei, versteht man es nicht, sie im rechten Moment vom Wasser zu trennen.

„Eigentlich kann man in einer Feldküche alles kochen“, bemerkt der Unteroffizier. Und zählt vom Steak und Eisbein, von der Roulade und Bulette über Pfannkuchen bis hin zu Klößen alles Erdenkliche auf; von letzteren habe er schon bei der Ausbildung zum Unteroffizier 400 Stück in einer Feldküche und auf einen Schlag zubereitet. Grenzen setzten nur die Umstände, unter denen er seine Gulaschkanonen „in Stellung bringen“ müsse. Und das sind in diesen Februartagen wahrlich nicht die günstigsten. Starke Fröste in den Nächten



Viele Arbeiten müssen unter freiem Himmel erledigt werden. Da stecken auch die Köche wie die mot. Schützen knöcheltief im Schlamm.

Auch eine Tagesaufgabe für mehrere hundert Mann: die Wurst- und Butterportionen vorbereiten

verbieten den Einsatz von frischen Kartoffeln; sie würden erfrieren und unangenehm süß schmecken. Deshalb auch die vielen Teigwaren. Ähnlich steht es um Rohkost. Problematisch ist gleichfalls die Lagerung und Aufbereitung der Kaltverpflegung,

denn das Vorratszelt läßt sich nicht gleichmäßig beheizen. Die Wurst-, Butter- und Käseportionen dürfen aber nicht gefroren an den Mann kommen; erst recht schadet ihnen plötzliches Auftauen.

In nichts mindert der Frost die Umstände, unter denen auch sonst an den Feldküchen zu arbeiten ist: Heißes Wasser fließt eben nicht wie in den stationären Küchenanlagen aus dem Hahn. Im Feld muß es erst gekocht werden, auch zum Abwasch, und das dauert im Winter noch länger. In einer festen Küche genügt der Griff zum Schalter –



Kohlen erzeugten, wenn überhaupt, nur langsam die nötige Hitze. Gute fünf Stunden Zeit zum Garwerden braucht der Linseneintopf am Mittwochmorgen. Wären die Gefreiten Fuchs und Kämmerer nicht schon kurz nach Mitternacht auf den Beinen gewesen, die für 07.30 Uhr befohlene Ausgabe der warmen Mahlzeit an die ins Übungsgelände ausrückenden Einheiten hätte nicht erfolgen können.

Keine Art von Gemeinschaftsverpflegung kommt wohl ohne Schichtarbeit aus; auch in den Garnisonküchen der NVA gehen um Mitternacht selten die Lichter aus. Aber es gibt feste Arbeits- und Essenzeiten. Im Feld regelt beides der Entschluß des Kommandeurs zur Erfüllung der Gefechtsaufgabe. Nicht selten wird zu später Nacht- oder früher Morgenstunde die zu Mittag übliche warme Mahlzeit, wird im Winter zu jeder Zeit heißer Tee und zur Kaltverpflegung noch oft eine wärmende Suppe verlangt.

„So arbeiten wir an den Feldküchen eben rund um die Uhr. Anders geht es nicht“, erklärt Unteroffizier Ecklebe. Der einundzwanzigjährige Berufskoch aus der HOG „Haus des Volkes“ in Zella-Mehlis sagt es ohne Groll. Mit drei Fleischern, den Gefreiten Kämmerer und Fuchs und dem Soldaten Rübsam, sowie dem Vermessungsfacharbeiter Soldaten Monecke stellt er sich in diesen Februartagen, egal ob es schneit, friert oder taut, den Ansprüchen seiner Kostgänger.

„Ärger bekommt man, wenn das Essen nicht pünktlich fer-



und Strom oder Dampf garantieren nahezu feststehende Garzeiten für die einzelnen Speisen. An der Feldküche ist der Koch zugleich Heizer. Überhaupt hat die Gruppe Ecklebe mit den Feuern über die gesamte Zeit hinweg ihre Sorgen. Feuchtes Holz und die vom Schnee durchnässten

Tee mit Zitrone, beliebt und gesund, wird ständig bereit gehalten. Kistenweise verarbeiten die Köche an diesen Tagen die gelben Früchte.

Es regnet. Dennoch muß die Feldküche für die nächste Mahlzeit gereinigt werden. Wenn auch zweckentfremdet, so ist der Schutzanzug unter diesen Umständen das beste Bekleidungsstück.

tig, angebrannt oder versalzen ist. Vor allem aber, wenn es nicht ausreicht. Ob es schmeckt? Das sieht man an den zufriedenen Gesichtern. Natürlich ist es unter feldmäßigen Bedingungen für uns nicht leicht. Der unvermeidliche Dreck im Gelände verlangt in ganz besonderem Maße ein hygienisch einwandfreies Arbeiten. Dann lassen sich nicht alle Lebensmittel zu jeder Jahreszeit einsetzen, was die Abwechslung einschränkt. Der geschützte Platz im Zelt, zum Vor- und Zubereiten der Speisen, ist arg begrenzt. Vieles muß unter freiem Himmel erledigt werden. Manchmal regnet es tagelang. Überdies sind die nötigen Vorbereitungsarbeiten noch an die befohlene Zeit der Essenausgabe anzupassen, die im Feld täglich anders ist. Meist arbeiten wir nachts bei spärlichem Lampenlicht. Bei all dem ist der vom Kommandeur bestätigte Speiseplan, für uns ein Befehl, einzuhalten. Wenn die Truppe über Tage hinweg auf Achse ist, kann es eben nur Suppe geben. Unsere Sache, daß sie an jedem Tag anders schmeckt. An Tagen hoher Belastung für die Soldaten ist von uns wiederum etwas reichlicher zu kochen, ohne dabei die Verpflegungsnormen zu überziehen oder sie durcheinanderzubringen. Als Kochgruppenführer muß man das alles im Griff haben und sehr selbständig arbeiten. Doch gerade das macht mir Spaß!"

Es muß schon etwas an Unteroffiziers Ecklebes Beobachtung: „Auf Nudeln und Gulasch, da sind sie reine ver-

Unteroffizier Ecklebe (2. v. l.) und seine Köche erfahren das schriftlich abgegebene Urteil ihrer Kostgänger.

Wenn sonst die Augen „mitessen“, ist das im Feld mangels Bequemlichkeit, weißer Tischdecke und entsprechendem Gedeck nicht so. Das Urteil für die Künste der Truppenköche bestimmen allein Geschmack und ausreichendes Angebot.

rückt!" dran sein. Gebeten, schriftlich ihre Meinung über das Essen zu bekunden, haben u. a. die Unteroffiziere Reichelt und Veit sowie die Gefreiten Mohr, Bartsch, Seeber und Steinbrück das Essen an diesen Tagen nur gelobt. Steinbrück fand es sogar ausgezeichnet, Genosse Seeber „schon bald zu gut!"

*Bild und Text
Oberstleutnant Ernst Gebauer*



Kreuzworträtsel mit Preisfrage

Waagerecht: 1. Lärm, Radau, 4. Vorsatz bei gesetzlichen Einheiten, 7. Staat in Westafrika, 10. einjähriges Fohlen, 13. Fluß im Osten der UdSSR, 14. Maler und Bildhauer des süddeutschen Spätbarocks, 15. Detonation, 17. Verstand, Denkvermögen, 18. Brettspiel, 20. Musikzeichen, 22. Stadt im Tschad, 23. philosophischer Begriff, 25. Kinderzeitschrift in der DDR, 28. Ruhegeld, 31. Planet, 33. nordisches Göttergeschlecht, 35. niederl. Dichter, gest. 1932, 36. Gemahlin des Zeus, 38. Laut, 40. chemische Verbindung, 41. plötzlicher Einfall, 42. europ. Hauptstadt, 44. Sportboot, 45. Bürgermeister in Frankreich, 46. Gemeinde nördlich von Warschau, 50. Naturscheinung, 54. griechische Mondgöttin, 57. Bestandteil tierischer Fette, 58. mehrlartiges Mineral, 60. mittelalt. Liebeswerbung, 61. Ringelwurm, 63. alte japanische Kunst des Blumensteckens, 64. Salzlösung, 67. deutscher Schriftsteller, gest. 1947, 69. Pflanzensproß, 70. der Schwermetallkern der Erde, 72. englischer Titel, 74. Reiseboot der Eskimos, 77. Auftrag, 78. Saiteninstrument, 81. dünnes Gewebe, 82. Mühlenstein, 83. Hundenkönig, 85. aufrecht stehende Steinplatte, 88. Zierpflanze, 91. Warmherzigkeit, 92. Gestalt aus „Lohengrin“, 93. Berufung auf ein Recht, 97. Strandbereich, Uferzone, 101. Fisch, 102. Grundbestandteil, 105. Volk in Afrika, 106. Verwaltungseinheit in Griechenland, 108. weißhändiger Langarmaffe, 109. Werktätiger in der MVR, 111. Wandbekleidung, 113. Himmelsrichtung, 116. Landschaft im Norden Tansanias, 120. Staat im Himalaja, 121. Ruhemöbel, 122. Hausflur, 124. Gestalt aus „Egmont“, 126. Vorname eines Schalksnarren, 127. griechische Insel, 129. europ. Hauptstadt, 131. Reisbranntwein, 132. männlicher Vorname, 135. Nachrichtenüberbringer, 137. Nagetier, 139. Schlagerkomponist der DDR, 141. oberital. Weinbaustadt, 144. Stoffschaden, 146. Geliebte des Zeus, 148. Gestalt aus „Die Perlenfischer“, 149. tiefer Kleiderausschnitt, 151. Stadt im Bezirk Magdeburg, 152. Lebenshauch, 153. Stammvater eines Riesengeschlechts, 154. Überseetelegramm, 155. Hauptstadt der JAR, 156. Ruhm, 157. Nationalität in der UdSSR.

Senkrecht: 1. Palmenart, 2. sowjetar-menischer Schriftsteller, 3. Echo, 4. ehemaliger türkischer Titel, 5. Komponist der Oper „Dantons Tod“,

6. Name der Pyrenäenhalbinsel im Altertum, 7. Kunstrichtung, 8. Wäschestück, 9. buchhalterischer Begriff, 10. Ameise, 11. frühere Münze, 12. deutscher Erzähler, gest. 1910, 16. sibirischer Strom, 19. Fläche, 21. japanischer Romancier, 22. Wandschatten, 24. Operngestalt bei Gotovac, 26. Ungezogenheit, 27. Längenmaß, 29. Spitzen des Geweihs, 30. Haupt-, Leitgedanke, 32. Musikstück für zwei Instrumente, 34. Schnürband, 37. Rundtanz, 38. Talmi, 39. Edelgas, 42. Teil des Weinstocks, 43. Zeitgeschmack, 47. ital. Maler des 16./17. Jh., 48. Baumschmuck, 49. Nebenfluß der Wolga, 51. Gestalt aus „Eugen Onegin“, 52. Autor des Romans „Der Junge aus dem Hinterhaus“, 53. äußerer Abschluß, 54. blasierter Mensch, 55. Weinernte, 56. die Freundin Till Ulenspiegels, 58. Leichtathlet, 59. hünergroßer Wasservogel, 61. Kletterpflanze, 62. Gestalt aus „Messerschlagers Gisela“, 65. Riese im franz. Märchen, 66. Nachlaßempfänger, 68. gerichtlicher Begriff, 69. Schmetterling, 71. Kreisstadt im Bezirk Cottbus, 73. Tasteninstrument, 75. Tapferkeit, 76. engl. Bier, 79. Reinigungsmittel, 80. begeisterter Anhänger, 83. altgriechische Philosophenschule, 84. Streit, 86. kalkreicher Ton, 87. Bücherfreund, 89. Dramengestalt Ibsens, 90. Schulsaal, 94. Dynastie im alten Peru, 95. Ansprache, 96. Schachfigur, 98. Staat in Vorderasien, 99. europ. Grenzfluß, 100. Kinderfrau, 102. Laubbaum, 103. Nebenfluß des Rheins, 104. Zeit-, Tonmaß, 107. Teilschnitt, 110. spanische Stadt, 111. Behältnis, 112. Begründer eines nordamerikanischen Staates, 114. Zahl, 115. Feuchtigkeit, 116. nachlässige Umgangssprache, 117. Hauptstadt von Marokko, 118. Heidepflanze, 119. Autor des Romans „Brennende Heide“, 123. griech. Buchstabe, 125. Staat der USA, 126. listenförmige Zusammenstellung, 128. Ansiedlung, 129. Spaltwerkzeug, 130. Berg, Vorgebirge, 133. ausgeflockter Niederschlag, 134. Roman von Carmen Laforet, 135. beliebte poln. Zeichentrickfilmfigur, 136. Pflanzensproß, 138. islamischer Rechtsgelehrter, 140. deutsche Spielkarte, 142. Gemüsepflanze, 143. Held der Artussage, 145. großer Raum, 147. Zimmerwinkel, 149. Halbton, 150. Fluß in Peru.

Preisfrage: Die Buchstaben in den Feldern 71, 57, 116, 110–149, 29, 37–142, 77, 84, 63, 68, 97, 143, 54, 111, 6, 34, 88, 78, 107, 113–18, 73, 148, 50, 69, 126, 93, 120, 67, 125, 7, 119, 8, 17 und 102 ergeben in dieser Reihenfolge ein Zusammensetzen für Groß und Klein. Wie heißt es? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 5. 3. 1988. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 3/88. Unsere Anschrift: Redaktion „Armeerrundschau“, PF 46130, Berlin, 1055.

Auflösung aus Heft 1/88

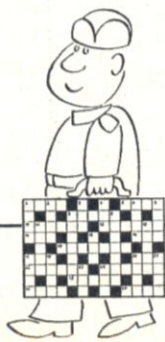
Preisfrage: Die richtige Antwort lautet: Revolutionäre Streitkräfte der Republik Kuba. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.

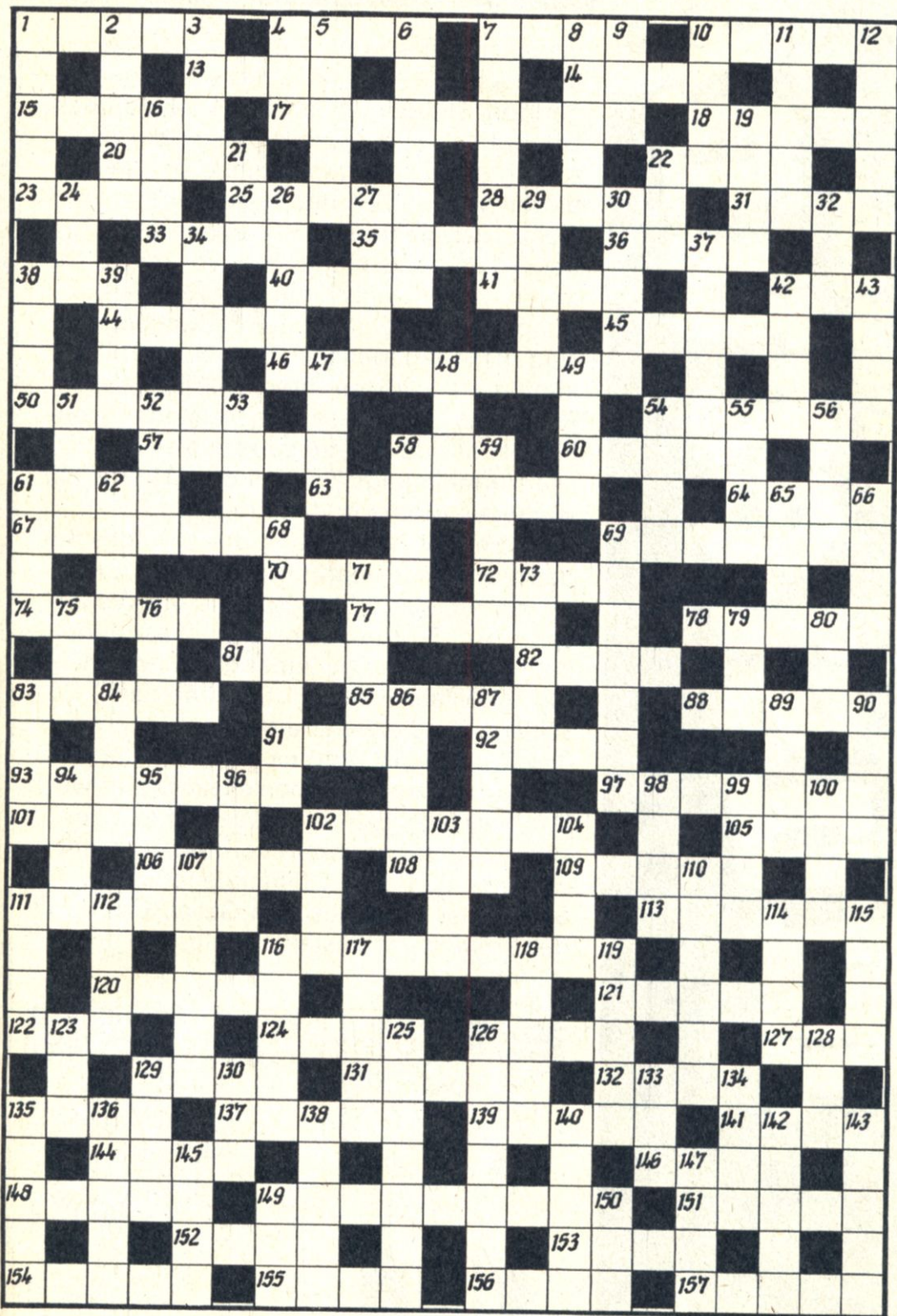
Waagerecht: 1. Odessa, 5. Lametta, 10. Armada, 14. Ärger, 15. Irade, 16. Malaga, 17. Ramadan, 18. Oberst, 19. Elvis, 20. Rolle, 21. Nord, 24. Dis, 26. Mal, 27. ESER, 29. Onega, 32. Eta, 34. Darre, 37. Arara, 39. Adana, 41. Edikt, 44. Regatta, 46. Laren, 47. Veneter, 49. Olein, 51. Titel, 53. Donner, 57. Lidman, 60. Tangermünde, 63. Bake, 65. Mai, 66. Gans, 69. Arate, 71. Erni, 73. Areg, 76. Petit, 77. Tal, 78. Elemi, 79. Eva, 80. Amara, 81. Lore, 82. Isel, 83. Pampa, 84. Lei, 85. Ära, 86. Amiga, 87. Patt, 89. Stan, 90. Ghats, 91. Gas, 92. Valet, 93. Dee, 94. Kiepe, 97. Edam, 99. Bote, 101. Iason, 104. Aare, 106. Ire, 109. Leid, 110. Totalisator, 111. Filter, 114. Ulster, 118. Rosina, 122. Bamako, 125. Reklame, 128. Ungar, 130. Ressort, 133. Maia, 134. Tiene, 135. Arie, 136. Udine, 139. Ona, 140. Halma, 142. Klub, 144. Inn, 146. Tee, 148. Reka, 151. Metro, 153. Braut, 155. Adebar, 156. Etesien, 157. Tagale, 158. Leuna, 159. Niger, 160. Traber, 161. Eriesee, 162. Rassel.

Senkrecht: 1. Osman, 2. Euler, 3. Säge, 4. Aralie, 5. Lerida, 6. Arasi, 7. Etat, 8. Tiara, 9. Arnold, 10. Adolar, 11. Rebe, 12. Arras, 13. Alter, 22. Ohre, 23. Dora, 25. Sedan, 26. Manet, 27. Eede, 28. Ecke, 30. Nat, 31. Gral, 33. Tar, 35. Arve, 36. Ren, 37. Arad, 38. Agon, 39. Ali, 40. Ani, 42. Item, 43. Tran, 45. Torte, 48. Ellen, 50. Einer, 52. Tante, 54. Omar, 55. Niet, 56. Ora, 58. Doge, 59. Arni, 61. Emile, 62. Miami, 63. Balalaika, 64. Karabiner, 67. Atempause, 68. Stralsund, 70. Elatage, 71. Ellipse, 72. Neretva, 74. Risotto, 75. Gelände, 76. Papagei, 88. Tamil, 89. Sebes, 95. Iasi, 96. Pest, 98. Datei, 100. Toitem, 102. Ales, 103. Oise, 105. Strom, 107. Riff, 108. Kruke, 111. Form, 112. Loli, 113. Era, 115. Los, 116. Thor, 117. Rute, 119. Senn, 120. Nut, 121. Anion, 122. Banat, 123. Arä, 124. Arda, 126. Earl, 127. Laub, 129. Gen, 131. Saar, 132. Rick, 137. Iberer, 138. Eirene, 140. Hernie, 141. Lauter, 142. Kraft, 143. Ulema, 145. Notar, 147. Ebene, 149. Evans, 150. Areal, 151. Malé, 152. Esse, 154. Tara.

Die Gewinner unseres Preisrätsels aus AR 10/87 waren: Sold. Gilbert Breitenborn, Neuseddin, 1501, 25, - M.; Gefr. Björn Liedtke, Weißwasser II, 7580, 15, - M.; und Esther Richter, Halle-Neustadt, 4090, 10, - M. Herzlichen Glückwunsch!

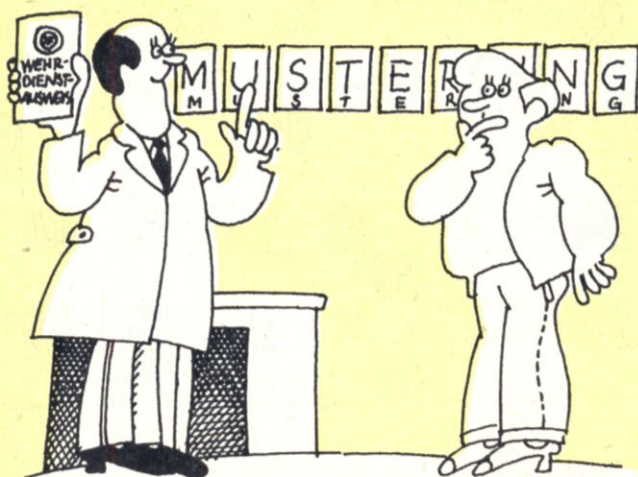
Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann





AR-Ratgeber Musterung

Wieder ist es soweit: Ein neuer Jahrgang männlicher Bürger wird zur Musterung gerufen. Unübersehbar die Plakate an den Litfaßsäulen und Anschlagtafeln, die Aufrufe in den Zeitungen, welche sich in diesen Wochen an die Jungen des Geburtsjahrganges 1970 wenden. Ein neuer Lebensabschnitt steht vor ihnen. Sie treten in das wehrpflichtige Alter ein. In Ruhe und Geborgenheit aufgewachsen, sind diese Jugendlichen nun aufgefordert, künftig als Soldaten ihren Teil für diese Ruhe und Geborgenheit zu leisten, unsere Heimat mit der Waffe zu schützen. Die Verteidigungsfähigkeit der DDR ist ein wichtiges Moment, den Frieden zu erhalten. Folglich besteht der Sinn des Soldatseins bei uns darin, den Frieden zu bewahren, zu verhindern, daß die Waffen sprechen. So prüft denn die Musterungskommission, wie geeignet der junge Mann für den Wehrdienst ist. Er erhält Rat-schläge für die weitere Vorbereitung auf den Wehrdienst, und es wird ihm der Wehrdienstausweis überreicht. Damit wird ihm bestätigt, daß er als Wehrpflichtiger sein verfassungsgemäß verbrieftes Recht wahrnehmen darf, Waffendienst zum Schutz der sozialistischen Gesellschaft und des Friedens zu leisten.



Musterung – was heißt das?

Wehrpflichtige sind vor ihrer erstmaligen Einberufung zu mustern. Das betrifft diejenigen jungen Männer, die im jeweiligen Kalenderjahr das 18. Lebensjahr vollenden. Dabei wird festgestellt, wer für den Wehr-



dienst tauglich ist und welche geistigen und beruflichen Voraussetzungen sowie vormilitärischen Kenntnisse er für den Einsatz in den Streitkräften entsprechend ihren Erfordernissen besitzt. Vorbereitet und durchgeführt wird die Musterung von den Wehrkreiskommandos, die dabei mit den Räten der Kreise oder der Stadtbezirke zusammenarbeiten und Musterungskommissionen bilden, die in speziellen Musterungstützpunkten arbeiten. Die diesjährigen Musterungen erfolgen vom 21. März bis zum 22. April 1988.

Wie wird man benachrichtigt?

Die Musterung wird öffentlich in der Tagespresse und durch Aushang bekanntgemacht. Außerdem erhält jeder Wehrpflichtige eine schriftliche Aufforderung vom Wehrkreiskommando; sie wird durch die Post zugestellt. Daraus geht der Tag und die Uhrzeit sowie der Ort der Musterung hervor. Nebenbei bemerkt: Diese Benachrichtigung

gilt zugleich als Fahrausweis zwischen dem Wohnort und dem Musterungsort. Der Aufforderung ist eine Antwortkarte beigelegt, die auszufüllen und dem Wehrkreiskommando bis zum geforderten Termin zurückzugeben ist. Wer bis 14 Tage nach der öffentlichen Bekanntmachung der Musterung seines Geburtsjahrganges keine schriftliche Aufforderung erhalten hat, ist verpflichtet, sich unverzüglich bei dem für seinen Aufenthaltsort zuständigen Wehrkreiskommando zu melden.

Wie soll man sich vorbereiten?

Die schriftliche Aufforderung zur Musterung haben die Wehrpflichtigen unverzüglich ihrem Betrieb oder ihrer Schule vorzulegen. Auch muß ein Fotograf aufgesucht werden, um sich aktuelle Paßbilder anfertigen zu lassen (Format 3 x 4 cm, Halbprofil, ohne Kopfbedeckung). Ein Gang zum Friseur wäre ebenfalls nicht verkehrt. Empfohlen wird, sich klarzumachen, mit welchem Verkehrsmittel man rechtzeitig zum Musterungstützpunkt gelangt. Ratsam ist es auch, sich persönliche Daten zu notieren: Wann welche Krankheiten oder Operationen gehabt? Angaben über Eltern (Geburtsdaten, Tätigkeit, Be-



trieb, Parteizugehörigkeit) und verwandtschaftliche Beziehungen (Geschwister, Großeltern). Am Vorabend sollte man alle Dokumente und Gegenstände sowie saubere Wäsche (Turnhose nicht vergessen), Kleidung und Schuhe bereitlegen. Und eine gründliche Körperpflege von Kopf bis Fuß versteht sich wohl von selbst.

Was muß mitgebracht werden?

Zunächst die Aufforderung zur Musterung und der Personalausweis, ferner Mitgliedsbücher von Parteien und Massenorganisationen. Das letzte Schulzeugnis ist ebenso gefragt wie – soweit vorhanden – das Fachar-



beiterzeugnis. Vorzulegen ist der Ausweis für Arbeit und Sozialversicherung. Wer den Führerschein oder andere Berechtigungen und Befähigungsnachweise besitzt, hat auch diese nicht zu vergessen. Gefordert wird ein Paßbild. Weiter sind mitzubringen: Nachweise über die vormilitärische Laufbahnausbildung in der GST, Gesundheitsausweis, ärztliche Atteste, Nachweise über Impfungen, Serumgaben, Blutgruppenbestimmung. Brillenträger sind gehalten, ihre Brille sowie die vom Augenarzt oder Optiker ausgestellte Augengläserbestimmung vorzuweisen.

Wer mustert?

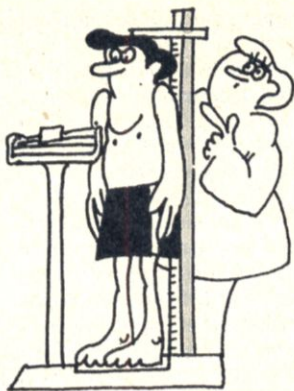
Das geschieht durch eine Musterungskommission, die für jeden Musterungstützpunkt gebildet wird. Ihr Vorsitzender ist der Leiter des Wehrkreiskommandos oder einer seiner Stellvertreter. Zu den Mitgliedern gehören Mitarbeiter des Rates des Kreises oder des Stadtbezirkes und anderer Staatsorgane sowie drei Fachärzte. Die Kommission arbeitet auf der Grundlage des Wehrdienstgesetzes, der Einberufungsordnung, mili-



tärischer Bestimmungen des Ministers für Nationale Verteidigung und Richtlinien des Ministers für Gesundheitswesen. Sie entscheidet über die Tauglichkeit des Wehrpflichtigen und berät sich mit ihm über seine Neigungen. Die Musterung dauert in der Regel zwei Stunden, es sei denn, die Umstände erfordern noch weitere spezielle medizinische Untersuchungen.

Wie läuft die Musterung ab?

Nach der Anmeldung, bei der der Jugendliche seine Aufforderungskarte sowie die Personaldokumente abgibt, geht es zum Labor; hier werden Urinuntersuchungen vorgenommen. Dem schließt sich die Ergänzung der Wehrstammkarte an, bei der man auf der Grundlage der Ausweise und Mitgliedsbücher die Personalien auf Vollständigkeit und Richtigkeit überprüft. Nun



werden nacheinander die Krankheitsgeschichte aufgenommen, die Körpergröße und das Gewicht sowie der Blutdruck gemessen, das Seh- und das Hörvermögen geprüft sowie die allgemeine Untersuchung nach einem festgelegten Programm durchgeführt. Dabei werden die mitgebrachten ärztlichen Befunde eingesehen und gegebenenfalls weitere Facharztuntersuchungen veranlaßt. Der nächste Schritt ist die Beratung des Wehrpflichtigen; es sind informative Gespräche über Dienstlaufbahnen sowie Einsatzmöglichkeiten. Und schließlich die Aussprache vor der Musterungskommission: Sie faßt die Ergebnisse der Musterung zusammen, informiert über die Diensttauglichkeit, erteilt, wenn notwendig, Auflagen und überreicht den Wehrdienstausweis.

Was sind Auflagen?

Es sind bindende Weisungen an den Wehrpflichtigen, die dieser entsprechend dem Wehrdienstgesetz zu erfüllen hat. Dazu zwei Beispiele. Die Musterungsärzte konnten sich noch kein abschließendes Urteil über den Gesundheitszustand bilden, weil dazu noch bestimmte Facharztbefunde oder zusätzliche medizinische Untersuchungen nötig sind. Der Vorsitzende der Musterungskommission kann also entsprechende Maßnahmen festlegen, denen der Befragte in der vorgegebenen Frist

nachzukommen hat, um sich dann erneut der Musterungskommission vorzustellen. Eine weitere Variante: Zum Erhalt oder zum Herstellen der Diensttauglichkeit kann dem jungen Mann die Auflage erteilt werden, sich fachärztlich behandeln zu lassen. Dem ist binnen fünf Arbeitstagen nach Ausstellen des Überweisungsscheines zu folgen.

Was muß beim Wehrdienstausweis beachtet werden?

Für die Zeit, da sein Inhaber keinen Wehrdienst leistet, ist der Wehrdienstausweis nur ein militärischer Nachweis; er ist also nicht gültig zur Legitimation (das ist er nur während des Wehrdienstes) und darf dafür nicht verwendet werden. Das Dokument ist sorgfältig aufzubewahren, ein eventueller Verlust sofort dem Wehrkreiskommando zu melden. Muß man hier aus einem anderen Grund vorsprechen, ist der Ausweis



mitzubringen. Hält sich der Inhaber länger als zehn Tage außerhalb des Wohnortes auf, so muß er das Dokument bei sich tragen – ausgenommen bei Reisen außerhalb der DDR. Geht die Fahrt ins nichtsozialistische Ausland, ist der Wehrdienstausweis beim Wehrkreiskommando zu hinterlegen. Dies kann auch bei den zuständigen Dienststel-

len der Deutschen Volkspolizei erfolgen, sofern dem Betreffenden eine Ausreise in dringenden Familienangelegenheiten genehmigt wurde. Führt die Reise in sozialistische Länder und überschreitet sie 30 Tage, hat man das Dokument ebenfalls beim Wehrkreiskommando zur zeitweiligen Aufbewahrung abzugeben. Nach Rückkehr muß der Ausweis unverzüglich bei den genannten Dienststellen abgeholt werden.

Gibt es eine Freistellung zur Musterung?

Für die Musterung, fachärztliche Untersuchungen, angeordnete Meldungen beim Wehrkreiskommando und Erfüllung von Auflagen werden Wehrpflichtige von der Arbeit freigestellt. Sie sind verpflichtet, sich diese Abwesenheit bestätigen zu lassen. Nach Abschluß haben sie sich unverzüglich in ihrem Betrieb zurückzumelden, sofern ihre Arbeitszeit noch nicht beendet ist. Die erwähnte Bestätigung ist die Grundlage dafür, daß von der Arbeitsstelle ein Ausgleich in Höhe des Durchschnittslohnes gezahlt wird.



Was fällt unter die Mitteilungspflicht?

Vom Zeitpunkt der öffentlichen Bekanntmachung über die Musterung an sind die dazu Aufgerufenen verpflichtet, Veränderungen zur Person mitzuteilen. Durch persönliches Erscheinen im Wehrkreiskommando sind zu melden: eine vorgesehene Abwesenheit vom Wohnsitz für länger als 30 Tage sowie der künftige Aufenthaltsort; die beabsichtigte Aufnahme eines



Fach- oder Hochschulstudiums; Zeitpunkt und die Dauer einer geplanten Auslandsreise (mit Ausnahmen von Reisen in das sozialistische Ausland bis zu 30 Tagen sowie bei genehmigten Ausreisen in dringenden Familienangelegenheiten). Schriftlich ist das Wehrkreiskommando zu informieren bei Änderung des Namens, der Arbeitsstelle, des Berufes oder der Ausbildung, ärztlich festgestellten schweren Störungen der Gesundheit und Einschränkungen der Leistungsfähigkeit.

Wann werde ich einberufen?

Die Musterung bedingt noch keine nachfolgende sofortige Einberufung. Wehrpflichtige allerdings, die sich freiwillig zum Wehrdienst auf Zeit oder

in militärischen Berufen entschieden haben, dürfen in der Regel damit rechnen, bereits mit 18 oder 19 Jahren zur Fahne gerufen zu werden. Grundwehrendienstpflichtige hingegen können vom vollendeten 18. Lebensjahr bis zum 31. Dezember



des Jahres, in dem sie das 26. Lebensjahr vollenden, einberufen werden. Maßgebend, wann jemand zur Truppe einrückt, sind die militärischen Erfordernisse. Außerdem muß man beachten, daß sich die Wehrpflichtigen in diesen und kommenden Musterungsjahren aus geburtenschwachen Jahrgängen rekrutieren. Die personelle Auffüllung unserer Streitkräfte muß sich darauf einstellen; deshalb werden diese jungen Männer zu den für die Landesverteidigung erforderlichen Zeitpunkten einberufen. Die Wehrpflichtigen sollten also einplanen, daß sie mitunter erst mit 23 oder gar 26 Jahren den Waffenrock anziehen werden. Bei einer Einberufungsüberprüfung zu dieser Zeit durch das Wehrkreiskommando wird sich dann herausstellen, wann konkret der Betreffende zu welcher Truppe kommt.

Redaktion:

Oberstleutnant Horst Spickerei

Vignetten: Detlev Schüler

leser-service



soldaten- post

...wünschen sich: Annett Nielsen (18), Hauptstr. 51c, Trebnitz, 4341 – Brita Wachlan (16), Markgrafenstr. 22a, Markgraf-pieske, 1241 – Michaela Lahayn (19), F.-L.-Jahn-Ring 9, Fürstenwalde/Nord, 1240 – Cornelia Greinert (16), Freiburgerstr. 2, Dresden, 8010 – Beate Griesbach (17), Le-ningsraderstr. 24, Ro-stock 22, 2520 – Kerstin Morscheck u. Katrin Bie-gler (beide 19), IfL „W. Pleck“, Sg III/1, Auer-bach, 9700 – Birgit Sei-farth (25), 178, Tochter 3), Berggartenstr. 6, Weida, 6508 – Katrin Zwan-zig (22), Pulvermühlen-weg 77, Zwenkau, 7114 – Astrid Bertz (25, Sohn 6), Dorfstr. 2, Ganzer, 1901 – Britta Papendieck (25, Sohn 4), FN 407, Schierke, 3706 – Mandy Türke (16), Str. d. Aktivisten 46, Für-stenwalde/Süd, 1240 – Ka-trin Urbanowski (17; 1,75), H.-Mahnke-Str. 9, Ro-stock 25, 2520 – Birgit Möhlis (17; 1,75), LWH Lo-renzweg 77–87, WG 202, Zi. 210, Magdeburg, 3016 – Elke Richter (22), Ringstr. 177, Leipzig, 7060 – Simone Proppe (19, Tochter 1), Bozener Str. 21, Falkensee, 1540 – Jana Huhs (17), Schwarzer Weg 3, Boderstorf, 2551 – Ramona Clemens (16), Ro-stockerstr. 21, Broderstorf, 2551 – Dolores Bär-mann (17), Mittelstr. 1, Ul-richtshalben, 5321 – Diana Ständer (17), bei Künstler, Gaußstr. 55, Potsdam, 1597 – Sabine Kirste (23), Parkstr. 69, Berlin, 1120 Briefwechsel mit Berufssol-daten möchten: Meike Werner (21, Tochter 2), Dorfstr. 45, Rödlin, 2081 – Cordula Werner (18) u. Carmen Knuth (17), Schwe-

rin Str. 28, LWH, Schwe-rin, 2780 – Katrin Brü-cher (20), Brückenstr. 3, Langenleuba-Niederhain, 7402 – Grit Krause (22), E.-Kästner-Str. 6/04-04, Dres-den, 8017 – Ramona Reinke (24, 2 Kinder) Grü-ner Weg, Crielwen, 1321 – Annett Wiedermann (17), Str. d. Neuerer 139, Pleste-ritz, 4602 – Marion Hahn (24), Myslowit-zerstr. 55 3/01, Berlin, 1144 – Kathrin Röh-mer (17), Str. d. Neue-rrer 184, Plesteritz, 4602 – Carmen Rumetsch (25, Tochter 5), Nr. 9, Löbitz, 4801 – Kerstin Rehberg (23, Tochter 1), Krö-belstr. 14, Leipzig, 7050 – Jana Neukirchner (22), Weststr. 25, Karl-Marx-Stadt, 9005 – Kerstin Lef-fer (25, Sohn 5), Spergau-erstr. 39, Leuna, 4220 – Annett Gillich (16), Am Nordhang 10, PF 03/11, Weigsdorf-Köblitz, 8701 – Carla Böttger (24, Tocht-er 2), Röhrhofgasse 18, Dresden, 8010 – Marion Baum (25, Söhne 3 u. 1½), Lindenallee 8, PF 012, Kar-renzin, 2851 – Ina Gläser (17), Str. d. Befreiung 46, Berlin, 1136 – Katrin Weisz (23), Bachstr. 11, Zwönitz, 9417 – Cordelia Horn (17), Lutrichanweg 34, Berlin, 1136 – Manuela Saen-ger (20), Lessingstr. 2, Mei-ßen, 8250 – Anja Grasse (17), Thorezweg 20, Zwickau, 9580

Briefwechselwünsche ver-öffentlichen wir kostenlos und nur mit Altersangabe (bis 25 Jahre).

ar-markt

Biete AR 12/83, 2–8 u. 10–12/84, 1985 u. 86 kompl.: Thekla Elwen-speck, Hauptstr. 31, PFA 1508, Plau/Thür., 5216 – Biete „Arsenal 4“, „Krieg in Vietnam 1946–1954“, „Der Dreh mit

dem Würfel“, 1 Rubik-Zau-berwürfel, suche „Arse-nal 1 u.2“, „Der Krieg im Südatlantik“, „Scheide-wege in Nahost“: Karsten Manz, K.-Kollwitz-Str. 22, Königs-Wusterhausen, 1600 – Biete Fliegerjah-rbuch 1982 u. 1983, „Ge-schichte des Luftkrieges“, suche Fliegerjahrbuch 1980 u. 1981, „Deutschland im 2. Weltkrieg“, Bd. 1, 2 u. 6: Mirko Assatzk, Neu-bau III, Dietersdorf, 4711 – Biete ca. 450 Typenblätter, „Wörterbuch zur Deut-schen Militärgeschichte“, Bd. 1 u. 2, „Arsenal 2–5“, „Schnelle Schiffe“, „Der lautlose Tod“, „U-Boote“, „Panzer und Panzertrup-pen“, Fliegerjahrbuch 1976: Frank Laaß, H.-Heine-Str. 43, Prenzlau, 2130 – Suche „Tod auf al-len Meeren“, Material ü. U-Boote u. Panzer: Robert Stadler, O.-Franke-Str. 14, Hettstedt, 4270 – Suche „Luftspionage“ I+II, Flie-gerkalender vor 1974, Reihe für den Typensamm-ler, Visier u. L+K vor 1985, Luftverteidigung: Jan Steinbrück, Hans-Loch-Str. 361, Berlin, 1136 – Biete „Das große Flugzeug-typenbuch“, „Arsenal“ Bd. 1–6, „Seefahrt“, suche Bücher aus der Reihe „Märchen der Welt“ vom Artia-Verlag: W. Sippel, Wurzbacher Str. 7a, Loben-stein, 6850 – Biete Novo-Bausätze MiG-21 CMT u. De Havilland „Vampire“, Motorkalender 1977–79, 81, 84–86, Marinekalender 1985, „MiG-Flugzeuge“, „Luftfahrt“, „Der Volks-sturm“, „Rebellion in der Hölle“, Motorjahrbuch 84/85, div. Memoi-renliteratur, suche Plastmo-dellbausätze MiG-1, -3, -23, -25, -27, „Torpedo-boote und Zerstörer“, „Panzer der Nato“, Mat. ü. Panzer im II. Weltkrieg: D. Stoye, G.-Winkler-Str. 9, Caputh, 1506

ARMEE-RUNDSCHAU SOLDATENMAGAZIN

Herausgeber:
Ministerium für
Nationale Verteidigung
Verlag: Militärverlag der
DDR (VEB) – Berlin
Storkower Str. 158,
Berlin 1055
Tel.: 430 06 18
Chefredakteur:
Oberst Karl Heinz Freitag
Anschrift der Redaktion:
Postfach 46 130
Berlin 1055
Telefonanschuß
des Verlages
Lizenz-Nr. 234
des Presseamtes beim
Vorsitzenden des
Ministerrates der DDR
Gesamterstellung:
INTERDRUCK
Graphischer Großbetrieb
Leipzig,
Betrieb der ausgezeich-
neten Qualitätsarbeit,
III/18/97
Gestaltung:
Kurt-Norbert Marsand/
Joachim Hermann
Nachdruck, auch aus-
zugsweise, nur mit
Genehmigung der
Redaktion
Artikelnummer (EDV):
52315
Erscheinungsweise:
monatlich
Preis je Heft sowie
Abonnementspreis DDR:
1,- Mark
(Auslandspreise sind den
Zeitschriftenkatalogen
des Außenhandels-
betriebes BUCHEXPORT
zu entnehmen)

Redaktionsanschluß dieses
Heftes: 16. 12. 1987

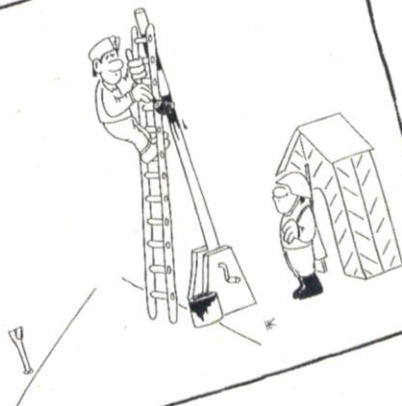
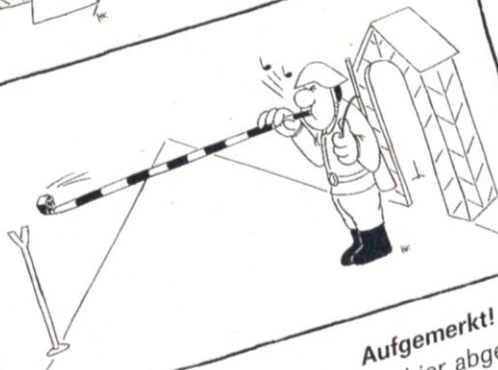
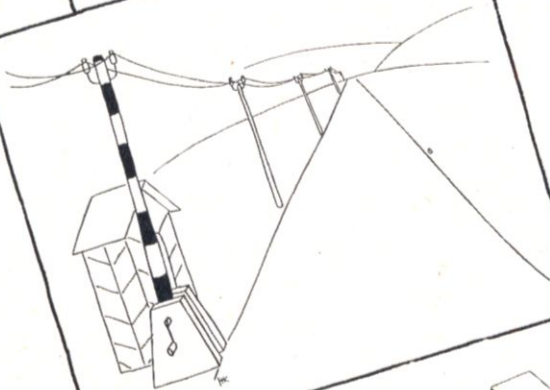
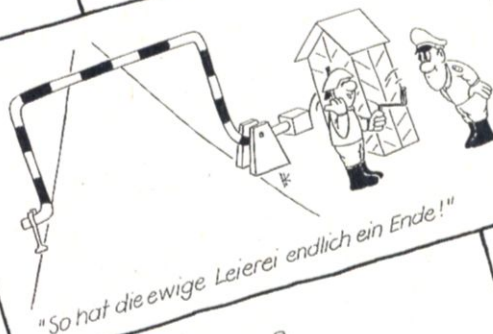
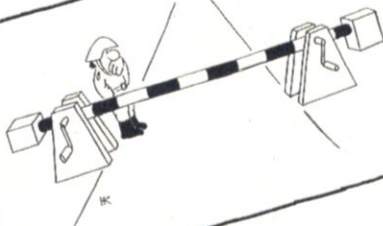
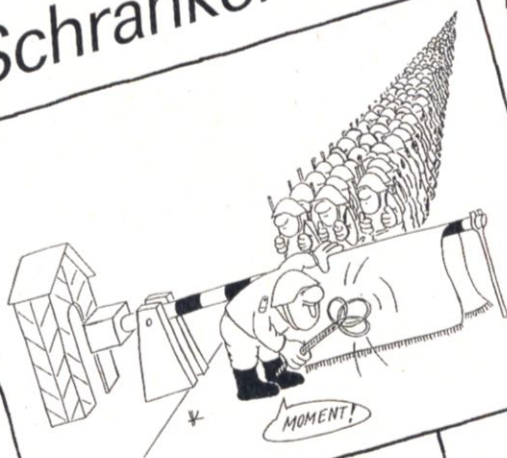
Titelbild: Manfred Uhlen-
hut

Bezugsmöglichkeiten in
der DDR über die
Deutsche Post, in den
sozialistischen Ländern
über den inter-
nationalen Buch- und
Zeitschriftenhandel.
Bei Bezugsschwierig-
keiten im nichtsozialisti-
schen Ausland wenden
sich Interessenten bitte
an den Außenhandels-
betrieb BUCHEXPORT,
DDR – Leninstr. 16, Post-
fach 160, Leipzig 7010

Anzeigenverwaltung:
Militärverlag der
DDR (VEB) – Berlin, Ab-
satzabteilung,
Storkower Str. 158,
Berlin 1055, Tel.:
430 06 18/APP. 321 –
Anzeigenannahme: An-
zeigenannahmestellen in
Berlin und in den Bezir-
ken der DDR.
Gültige Anzeigenpreis-
liste Nr. 7

Schrankenlosen Spaß

macht uns
Hans-Hilmar Koch



Aufgemerkt!
Jede der hier abgedruckten Zeichnungen
ist im Original zu haben –
für einen Solidaritätspreis.
Gebote bitte an die Redaktion!



31036
ISSN 0004-2277

Charme
per
Bild-
schirm:
Katrin
Müller



Autogramm-
Anschrift: DDR-
Fernsehen, Berlin, 1199
Bild: Steffen
Billhardt